

[XXXII. Band.]

Aber wenn wir auch von dem letzten Punkte ganz absehen, der für die vollständige Vererbung Europas von jo überwiegender Bedeutung ist, so müssen wir doch nach dem Obigen zu dem Schlusse kommen, daß selbst die Vererbung des Kongresses noch nicht weniger als eine ausgemachte Sache ist. Noch ist kein Verstandnis über die wichtigsten Vorfagen erzielt, noch hat man sich über die Zusammenlegung des Kongresses nicht geeinigt, noch fragt man sich vergeblich, in welcher Weise Italien dabei wirksam sein soll, dem doch gewiß eine Stimme gebührt, und zwar im Einzelnen, nicht vertreten in Bausch und Bogen durch Sardinien. Man sieht hieraus, daß die Freude

über diesen Kongress und seine wohlthätigen Wirkungen noch sehr verfrüht war und kann es nur der Zukunft überlassen, ob sie in Erfüllung gehen kann und wird.

Johann Lukas Schönlein.

Wie eine Trauerbotschaft durchzog zu wiederholten Malen Deutschland die Kunde, daß Schönlein aus seinem ausgebreiteten Wirkungskreise in Berlin scheiden wolle. Jetzt erst haben die früheren Gerüchte Wahrheit bekommen. Unter dem frühen Einbrude dieser Thatfache fühlen wir erst mit voller Klarheit, wie bedeutungsvoll der Mann für seine Zeit war, welcher er den besten Theil seiner außerordentlichen Fähigkeiten und Kräfte mit jenseitiger Eifer widmete. Mit dem Gefühl der tiefsten Hochachtung mildet sich aber ein gerechter Schmerz. Denn noch bei völlig ungeschwächter Kraft tritt Schönlein vom Schauplatz seiner langjährigen Thätigkeit ab. Wie Großes und Schönes hat dieser Mann geleistet, und wie Viel hätte er noch leisten können? So fragen sich Alle, deren Herzen sich Schönlein gewinn, die Hunderter seiner Schüler, die Tausende seiner Kranken, alle seine Jagdgenossen, deren ausnahmslose Achtung er sich zu erwerben wußte. Nur selten fand ein Mann so völlig verdiente Anerkennung, selten so allgemeine Liebe und Verehrung.

Zu der Zeit, als Schönlein zu Würzburg eine Professur übernahm, im Jahre 1820, lag die Heilkunde in Deutschland noch sehr im Argen. Nur einzelne Aertze waren hier einfichtsvoll genug, die großen Entdeckungen der pathologisch-anatomischen Schule und die physikalische Untersuchungsmethode der Kranken für die wahren Stützen der praktischen Heilkunde zu halten. Zu diesen intelligenten Männern gehörte vor Allen Schönlein. Im Alter von 24 Jahren (er ist 1793 geboren) begann der junge Professor am Julius-Hospital zu Würzburg die Ergebnisse der anatomischen Forschung fruchtbringend für die Lehre von den Krankheiten zu verwerten. Die Erscheinungen, welche man in der Leiche gefunden, waren für Schönlein die sichersten Fingerzeige für sein Urtheil am Krankenbette, und die geistreiche Kombination, mit welcher er solche Fingerzeige zu benutzen verstand, die seltene Klarheit seines lehrreichen Vortrags trugen sich schnell unter den Jüngern der Kunst von Mund zu Mund. So wuchs von Jahr zu Jahr die Zahl seiner Zuhörer.

Zu jener Zeit hatte sich die Heilkunde noch nicht von den Einflüssen der Naturphilosophie losgerungen, welche den Krankheitsprozeß als etwas Selbständiges aufstie. Gleichzeitig hatten aber die Naturwissenschaften einen reichen Aufschwung durch das Prinzip der natürlichen Klassifikation gewonnen. Dabei suchte der geniale Meister, um der Heilkunde eine Stellung unter den Naturwissenschaften zu verschaffen, die Krankheiten in Gruppen von Klassen, Gattungen und Arten zu ordnen; er schuf ein „natürliches System“ der Krankheitslehre. Schönlein selbst, durch aus ein tüchtiger Praktiker, war durch künstliche Abgrenzung der Arten einem theoretischen Irrthum anheim gefallen. Bewundernswürdig bleibt aber immerhin die rege Thätigkeit, die er bei seinen begabten Anhängern weckte; viele derselben, wie Canstatt, Stark, Juchs, Höfer, Pfeuffer glänzten später als die tüchtigsten klinischen Lehrer.

Es kam die Zeit der politischen Verfolgungen, der Demagogenerie. Man wollte die Universitäten, die man für die Herde des Demagogenthums hielt, von jedem Parteielement säubern und jeder freien Bewegung trat man gewaltsam entgegen. Auch Schönlein, dem wol kein politisches Vergehen nachzuweisen war, der aber im engeren Zusammenhange mit den akademischen Jüngern hier und da ein freies Wort gesprochen haben mochte, wurde von der Unteruchung, welche langjährige Haft drohte, hart betroffen. Er entzog sich, weil man auch ihn für verdächtig hielt, dem peinlichen Untersuchungsverfahren durch die Flucht in die Schweiz. Mit offenen Armen nahm im Jahre 1832 Zürich den ruhmreichen akademischen Lehrer auf und gewährte ihm auf der Hochschule einen neuen Schauplatz seiner Thätigkeit. Doch folgte er 1840 dem Kurfürsten Wilhelm III. nach Berlin, wo er im Mai seine theoretischen Vorlesungen, sowie die medizinische Klinik in der Charité eröffnete.

Schönlein befand sich noch nicht lange in Berlin, als ihn der schwer erkrankte König, bewogen durch die innigen Bitten der Seinen, zu einer Konsultation berief. Das Vertrauen erweckende Auftreten Schönlein's besiegte gar bald die Zurückhaltung, ja den Widerwillen des königlichen Patienten, einer fremden Persönlichkeit das Aufsammlen der Krankheitszeichen zu gestatten. Leider konnte Schönlein's Sorgfalt den hohen Kranken nicht retten, aber ganz Berlin war erfüllt davon, daß Schönlein es war, dessen sichern Blick der König während der letzten Lebensstage das volle Vertrauen geschenkt habe. Die Anerkennung seiner ärztlichen Tüchtigkeit, deren Auf ihm Patienten in immer steigender Zahl zuführte, wuchs mit jedem Tage. So wurde er in kurzer Zeit der beschäftigteste praktische Arzt der Residenz. Er trat mit dieser ausgebreiteten Praxis die Erbschaft des alten Heim an. Wir können es uns nicht versagen, die Charakteristik Schönlein's als Arzt wieder zu geben, welche unlängst Götschen in seiner „Deutschen Klinik“ beim Rückblick auf Schönlein's Thätigkeit in Berlin entwarf. „Was ihn zum größten Arzt seiner Zeit gemacht hat, könnte man kurz zusammenfassen in den Worten: er verbindet in gleichem Maße zur Hebung seines Berufes Talent, Genie und tiefes Wissen. Letzteres beschränkt sich nicht etwa auf die Medizin und die ihr zunächst gelegenen Hilfswissenschaften, es umschließt vielmehr in bewundernswürdiger Weise die gesammelten Naturwissenschaften. Ein seltener praktischer Witz, ein überaus treues Gedächtnis, eine bis in die kleinsten Details gehende Beobachtungsgabe sind die nützlichen Hülfstruppen jener großen Eigenschaften.“

Nach Eins schmückte Schönlein's Charakter als Arzt, das war seine ihm unter allen Umständen bewahrende Humanität. Weder die hohe Stellung, zu der er durch eigenes Verdienst gelangt war, noch die hervorragende Autorität seines wissenschaftlichen Rufes ließ ihn vergeffen, daß der wahre Seelenadel jedes kleineren Verdienst anerkennt und sich eine schonende Duldsamkeit für Andersdenkende bewahrt. Deshalb rühmen die Aertze Berlins seinen edel kollegialen Sinn. Auch die Kranken gedanken dankbar seiner edel humanen Behandlung. Neben der akademischen Stellung und der als Leibarzt übertragene für die Regierung eine amtliche Thätigkeit als vortragenden Rath für Medizinalangelegenheiten im Ministerium des Kultus.

Am 28. März schied Schönlein von Berlin; schon längst sehnte er sich, den Lebensabend in Stille und Zurückgezogenheit verbringen zu können. Seinen Heimatort Bamberg hat er gewählt, wo er, wenn auch noch tüchtig an Körper und Geist, doch immerhin durch Sorgen ermüdet, ausruhen will von einem so ruhmvollen als thätig bewegten Leben.

Wochenchau.

Hofnachrichten.

Die preussischen Majestäten haben ihren Aufenthalt in Rom bis zum 28. März verlängert und zur Reise nach Neapel drei Tage verwendet. Dort beabsichtigen sie drei Wochen zu verweilen und das Schloß wieder in Rom einzubringen. Am 2. Juni werden sie in Potsdam zurückmarschieren und dieselbe mit der Kaiserin-Win von Neapel zusammenbringen, welche sich von dort nach Bad Gastein begeben, wo bereits drei Häuser für sie gemietet worden sind.

Der König von Württemberg ist am 2. April aus Pizzo in seiner Residenz Stuttgart eingetroffen. Am 3. April Abends wurde demselben ein großartiger Gedächtnis von 2000 Fackeln gebracht. Der König hat dem Juge bis zum Schluß der Feierlichkeit vom Balkon der Residenz zu. Nach einem Hoch auf den König und dem Gelingen des Wiederfrances begab sich der Kaiserthum mit einer Deputation der Gemeinderäthe in das Schloß und überreichte dem König eine Adresse des Gemeinderaths und des Bürgerausschusses von Stuttgart.

Erzherzog Stephan und der Großherzog von Sachsen-Weimar befinden sich auf der Jagd in den Wäldern von Jülich und werden kaum einige Zeit auf der Wartburg verbringen.

Deutschland.

Die Ausrüstung der deutschen Bundesfestungen. — Es wird seit Kurzem eine größere Sorgfalt auf die vollständige Ausrüstung der deutschen Bundesfestungen verwendet; doch darf man darin keineswegs einen Beweis finden, daß Deutschland den Anforderungen des Auslandes gegenüber ebenfalls bedacht sei, sich in einen der möglichen Gefahr entsprechenden Verteidigungsstand zu setzen. Es sind nur Anträge der Bundesmilitärkommission, welche schon seit Jahren gestellt wurden und erst jetzt in Folge des Eintritts des neuen preussischen Bundesestates zur Ausführung kommen.

Die preussische Landwehr. — Bei Gelegenheit der Veranlassung des Staats der Militärverwaltung in der Sitzung des Hauses der Abgeordneten vom 2. April erklärte der Kriegsminister, nachdem Abg. v. Minde auf die Besorgnisse hingewiesen hatte, welche sich im Laufe hinsichtlich einer beabsichtigten Umformung der Landwehr fundgegeben: daß die Regierung die Landwehronomung vom 24. Nov. 1815 als ein Gesetz betrachte, welches nur mit Zustimmung der beiden Häuser des Landtages abgeändert werden könne. Die Gerichte von einer beabsichtigten Umformung der Landwehr zu einer bloßen Reserve erklärte der Minister für unbegründet und aus der Zeit geistigen, Veränderungen in Formation und Bewaffnung würden immer vorkommen, aber das Grundprinzip, die Basis der Landwehr, würde nicht geändert werden. Die Erklärungen des Ministers wurden mit mehrmaligem Beifall begrüßt.

Ministerrücktritt in Bayern. — Von den Gerichten, nach welchen sämtliche Minister ihre Entlassung eingereicht hätten, bestritt sich nur dasjenige, das Herr v. d. Wörden seine Entlassung angeboten und dieselbe auch vom König angenommen worden ist. Die übrigen Minister werden größtentheils ihrem Beispiel folgen, haben es aber noch nicht gethan. Ueber die Personen ihrer Nachfolger ist noch nichts bestimmt. Man sagt, Graf Lerchenfeld, der bayerische Gesandte am österreichischen Hofe, werde das Portefeuille des Äußeren, Fürst von Taxis, General der Kavallerie, das des Kriegs erhalten. Es sind Gerichte, deren Bestätigung abzuwarten ist.

Schluß des hannoverschen Landtags. — In der Sitzung vom 24. März der hannoverschen Ständeversammlung, in welcher noch die Vorlage eines Gesetzes über die Inhaberpapiere beraten und nach der Fassung der Kommission angenommen worden war, wurde das königl. Schreiben verlesen, welches die erste ordentliche Diät des 14. Landtags schließt, nachdem sie mit kurzer Unterbrechung über ein Jahr gedauert hat. Der König erteilt den Kammer die vollste Anerkennung für die Ausdauer und fröhliche Unterthänigkeit, womit sie in großen und wichtigen legislativen Arbeiten der Regierung beigegeben und hofft, daß die Stände auch künftig in ähnlicher Weise ihre echt hannoversche und echt deutsche Gesinnung bewahren würden.

Eröffnung der hessischen Kammer. — Die zweite Kammer von Hessen-Kassel ist am 31. März durch eine patriotische Ansprache des Präsidenten eröffnet worden, der wir folgende Stelle entnehmen: „Dagegen nirgends und niemals ein Zweifel an dem Geiste, der die Nachkommen der Kelten befehl, gehet werden kann, so erachte ich es doch für eine Pflicht der Landesvertretung, ein offenes Zeugnis darüber abzugeben: daß die Hessen bereit sind, für die Ehre, die Unverletzbarkeit und Unabhängigkeit Deutschlands, wo und wann immer dieselbe gefährdet sein sollte, eng verbunden mit den deutschen Brüdern, mit aller Kraft einzustehen. Ich erlaube die Mitglieder der hohen Kammer, ihr Einverständnis durch Erhebung von ihren Sigen kundzugeben. Auf diese Aufforderung erhoben sich sofort alle Mitglieder.“

Eröffnung des Sonderlandtags in Gotha. — Am 28. März eröffnete der Präsident des Sonderlandtags in Gotha den Landtag mit einer Rede, worin er zwar anerkannte, daß es die Aufgabe einer Landesvertretung, wie der übrigen sei, sich vorzugsweise mit den inneren Landesangelegenheiten zu beschäftigen, daß die politischen Verhältnisse der Gegenwart es aber auch rechtfertigen, wenn er ihre Blicke über die Grenzen des inneren Vaterlandes hinaus auf die allgemeine politische Lage lenke und an dieser Stelle den Wunsch ausspreche, daß eine friedliche Lösung der obwaltenden Verwicklungen gelinge, daß aber das gemeinsame Vaterland auch sie zu Opfern willig und bereit finden möge, wenn es gelten sollte, für Deutschlands Unabhängigkeit, Ehre und Integrität in die Schranken zu treten. Die ganze Versammlung erhob sich nach diesen Worten zum Zeichen der Zustimmung.

Ausland.

Dänische Auffassungen der holländischen Frage. — Die Indiscrepancy belgie läßt sich aus Kopienagen melden, daß die holländischen Vertreter der fremden Höfe eine die Frage der Herzoginwitwe betreffende Zirkuläre mitgeteilt worden sei, welche die Vorklage des hiesigen Landtags ablehnt. Von anderer Seite wird dagegen behauptet, die dänische Regierung habe sich noch gar nicht endlich mit der holländischen Verfassungsangelegenheit beschäftigt, während wieder Andere versichern, es scheine eine Wandelung in der Gesinnung der maßgebenden Kreise in Kopenhagen sich vorzubereiten, da Veronen, welche seit 1854 nur ausnahmsweise bei Hofe gesehen worden wären, gegenwärtig häufiger daselbst sichtbar würden.

Ministerrücktritt in Belgien. — Der Kriegsminister General Beeten hat seine Entlassung eingereicht und erhalten; sein Ministerium wird provisorisch durch Herrn Negier geleitet werden; auch der Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Herr de Wivre, soll seine Entlassung nachgeschickt haben, aber bewogen worden sein, dieselbe wieder zurückzunehmen.

Holländisch-belgisches Bündnis. — Der von Paris aus gemeldete Abschluß eines Defensivvertrags zwischen Holland und Belgien beschränkt sich darauf, daß Einladungen zu einem solchen ge-

troffen worden sein sollen, deren Abschluß aber von einem europäischen Friedensbruche und einer unmittelbar drohenden Kriegsgefahr bedingt wäre.

Die englische Reformbill im Unterhause. — Das englische Ministerium hat in seiner Reformbill eine Niederlage erlitten, indem die zweite Lesung derselben in der Sitzung vom 31. März mit 330 gegen 291 Stimmen verworfen wurde. Ein die geheime Abstimmung befürwortendes Amendement Wilson's ward mit 320 gegen 98 Stimmen ebenfalls verworfen. In der Nachsitzung vom 4. April erklärte Lord Derby, nach der Sitzung am 31. März habe die Regierung beschloffen, vorerst die notwendigen Gesetze abzumachen und hierauf das Parlament aufzulösen. Dr. d'Israeli legte die Auflösung des Parlaments auf ungefähr 800, den Wiederzusammentritt auf Juni oder Juli fest.

Lord Malmesbury über die gegenwärtige Lage. — In der Sitzung des Oberhauses vom 28. März wurde der Minister des Äußeren von Lord Glarendon aufgefordert, dem Hause der Lords eine möglichst genaue Einsicht in den gegenwärtigen Stand der Verhältnisse zwischen Frankreich und Oesterreich zu geben. Lord Malmesbury bestritt darauf, wie Lord Comley mit Einwilligung des Kaisers Napoleon nach Wien gegangen sei, um die Anschauungen des österreichischen Hofes über den obwaltenden Konflikt kennen zu lernen und Punkte aufzufinden, in welchen vielleicht eine Ausgleichung der dissentierenden Ansichten der beiden Kabinete herbeigeführt werden könnte. Einen speziellen Auftrag zur Unterhandlung habe er von London nicht mitgenommen. Seine Mission habe sehr erfreuliche Resultate gehabt, doch ehe er diese noch habe benutzen können zu weiteren Verhandlungen in Paris, sei die russische Regierung mit den Vorschlägen hervorgetreten, die sogenannte italienische Frage auf einem Kongresse der europäischen Großmächte zum Austrag zu bringen. Die englische Regierung habe diesen Vorschlag sofort zu dem ihrigen gemacht, nachdem Russland die Bedingungen eingegangen sei, welche der Lord für notwendig erachtet hätte. Ueber die Detailfragen, namentlich über die Art, wie die italienischen Staaten sich am Kongress betheiligen sollten, wäre noch nicht ausgemacht; doch denke das englische Kabinett nicht daran, diesen Staaten Bedingungen und Forderungen aufzulegen, im Gegenteil werde man ihnen nur Vorschläge zu Reformen machen, von deren Angemessenheit man überzeugt sei. Es erhellt aus dieser Darstellung nicht, was das Kabinett der Lords darüber denkt.

Der Moniteur. — Seitdem das französische Regierungsblatt bemüht ist, alle Nachrichten von Bedeutung zuerst der Welt bekannt zu geben, und sich auf diese Weise fast als Centralorgan der europäischen Regierungen hinstellen, scheint sich namentlich in der deutschen Presse der Gebrauch mehr und mehr einzubürgern, bei allen wichtigeren Ereignissen der Politik zuerst nach Paris zu blicken, die von dort herkommenden Nachrichten als die der Wahrheit am nächsten liegenden zu betrachten und auf sie Vermuthungen und Ansichten zu gründen, die sich durch ihre öftere Wiederholung denn auch eine Art Geltung erringen. Diese Sitte, über noch weit aussehende und meist sehr unrichtige Gestaltungen der Politik abzuurtheilen, ist nicht so bedeutungslos, als sie dem flüchtigen Beobachter vielleicht erscheinen könnte. Einestheils wird der französischen Presse dadurch ein Gewicht geliehen, das sie an sich schwerlich haben kann, und in Frankreich immer mehr dem Glauben an das französische Uebergewicht Nahrung gegeben, wozu doch das Ausland beizutragen keinerlei Veranlassung haben kann; andererseits wird der Unselbstständigkeit des Urtheils in Angelegenheiten, die nicht den deutschen Interessen am nächsten liegen, in einer Weise vorgebeizt, die nicht anders als zu unangenehmen Enttäuschungen führen muß. Zur Zeit ist es dahin gekommen, daß man nur noch von London aus Ansichten und Erörterungen vernimmt, die nicht von den französischen und namentlich pariser Anschauungen distirt worden sind. England hat freilich den unersparlichen Vortheil vor anderen selbständigen Staaten voraus, daß dort von Zeit zu Zeit während der Parlamentsitzungen amtliche Mittheilungen über die politische Lage Europas gegeben werden. Auch der deutsche Politiker wird dadurch in den Stand gesetzt, die französischen und englischen Anschauungen zu vergleichen und dadurch der Wahrheit der politischen Lage näher zu kommen. Wir wissen recht wohl, daß nicht immer auf eine solche Vergleichung sichere Schlüsse gebaut werden können, da die Ansichten der englischen Regierung häufig dem Wechsel unterworfen sind und wie wir es in den vergangenen Jahren oft genug gesehen haben, sich am Ende der französischen Anschauung assimiliren. Im Allgemeinen kann man aber wenigstens die allmählichen Gestaltungen richtiger verfolgen, als wollte man sich nur den Mittheilungen deutscher Blätter anvertrauen. Die jüngsten Bewegungen in der europäischen Politik geben davon ein einleuchtendes Beispiel.

Graf Cavour's Besuch in Paris. — Der sardinische Premierminister hat vom Kaiser Napoleon eine Einladung erhalten, sich nach Paris zu verfügen, und ist daselbst auch bereits am 26. März eingetroffen. Die Gründe zu dieser Einladung werden verschieden angegeben. Einige behaupten, Napoleon wolle den Grafen vermögen, eine gemäßigtere Politik einzuschlagen und ihm die bittere Pille zu verschlucken, daß Sardinien seine Aussicht habe, auf dem bevorstehenden Kongress eine beratende Stimme zu erhalten; Andere versichern das Gegenteil. Eine der Wahrheit auch nur nahe kommende Auskunft über den Erfolg oder Mißerfolg der Anwesenheit Cavour's in Paris ist nicht zu geben, da Niemand seinen Unterhaltungen mit dem Kaiser beizuwohnen hat; selbst Graf Walewski wurde nur zu einer der letzten Unterredungen zugezogen. Graf Cavour hat Paris am 30. März verlassen, wie man sagt, ziemlich übermüdet, da er kurz vorher noch entschlossen schien, mehre Tage zu verweilen.

Errichtung der vierten Bataillone. — Es scheint doch sicher, daß eine Angabe der Patrie sich bestätigte, wonach die französische Armee auf den Kriegszug gestellt werde, indem der Befehl ergangen ist, bei jedem Regiment ein viertes Bataillon zu errichten, wie zur Zeit des Krimkriegs.

Verstärkung der französischen Grenzfestungen. — Auf der Dignre Frankreichs ist man eifrig bemüht, die Grenzfestungen zu armen. Es geschieht dies zwar in nicht auffälliger Weise, sondern meist bei nächtlicher Weile und in kleinen Transporten und Zugängen, aber es geschieht doch. So sind, nach zuverlässigen Nachrichten, Weissenburg und Lauterburg mit Schiffsen und Truppen verstärkt worden, während in Bistich und Saverne die Besatzung bedeutend erhöht worden ist. Wie am Dierstein, so ist es auf der ganzen französischen Dignre. Auch soll das Lager bei Chalon vergrößert werden, dessen Bedeutung für Deutschland schon früher hervorgehoben wurde.

Note des Grafen Cavour. — Wir kommen noch einmal auf die Note des sardinischen Ministers vom 12. März zurück, durch welche er die von der englischen Regierung ihm zugegangene Mahnung, eine friedlichere Haltung anzunehmen, beantwortet. Die Note, wie sie jetzt dem Publikum vorliegt, ist ein glänzender Beweis von der Dialektik des Grafen, nur muß man bedauern, daß die Thatfachen, auf die er sich beruft, gerade das Gegenteil von dem beweisen, was er dadurch beweisen haben will. Er wirft auf Oesterreich den Vorwurf, angrei-

feind gegen Garibini vorging zu sein und zwar durch Alles, was jenes seit zehn Jahren in Italien gethan, und findet in Garibini's Stellung laute Kritik, das nur eben durch die konstitutionnelle Verfassung für Oesterreich eine Gefahr und Bedrohung gewesen. (Die Vertheilung der Garibinischen Regierung mit der Revolution würde richtiger anzuführen gewesen sein.) Das Verhängnis recht Oesterreichs in der Romagna (das übrigens seinem Ende entgegengeht), seine Privatverträge mit Parma, Modena und Toskana, der Besitz von Venedig, welches Oesterreich zu einem Waffenplatz ersten Ranges umgewandelt habe, das Alles seien fortwährende Bedrohungen der Garibinischen Grenze, und solange dieser Zustand nicht aufhöre, werde Oesterreich auch seine Missionen nicht einstellen. Die Note war vor dem Bekanntwerden der russischen Einladung zu einem Kongresse gedruckt; vielleicht denkt Hr. v. Gavour jetzt etwas anders, sonst möchte schwerlich aus dem Kongresse etwas werden.

Der Marquis von Villamarina ist von Paris abgereisen und zur Disposition gestellt worden. Massimo d'Azeglio, der aus Rom zurückgekehrt wird, soll ihn ersetzen.

Die Freikorps in Serbien. — Die Zugänge von Freiwilligen sollen in jüngster Zeit etwas geringer geworden sein; aber auch die bereits in den Freikorps Eingetragenen scheinen nach Berichten aus Turin etwas lätzig zu werden. Zum größten Theile bestehen sie, wie es scheint, aus der Hefe der Bevölkerung und finden mehr als Aufbruch an Tumult und Gewaltthatigkeiten gegen Wehrlose, als an einer strengen Disziplin. Ein Korrespondent der N. Preuss. Ztg. meint, sie dürften der Regierung bald eine drückende Last statt einer brauchbaren Stütze werden.

Aufbruch zur Meuterei in Genua. — Ein unter den Augen der Behörden von Genua gedrucktes Manifest, welches einen offenen Aufbruch zur Meuterei und zur Desertion enthält, ist in zahlreichen Exemplaren in den Garibinischen Garnisonen und nach Modena, Parma und Toskana verbreitet worden. „Guer Civ, heißt es darin, bindet Euch nicht, er ist erzwungen und hat weder vor Gott noch vor Eurem Gewissen Gültigkeit. Treue ist für nicht den fremden Tyrannen, sondern Eurem Vaterlande, Eurem Brüdern schuldig.“

Russische Anleihe. — Die Regierung hat schleunig mit Rothschild eine Anleihe von 300 Mill. Franken abgeschlossen. Sie hatte zwar von französischen Bankhäusern ein vortheilhafteres Angebot, nahm aber lieber ein weniger günstiges zu 76 und 3 Prozent Zinsen an — vielleicht um desto sicherer zu gehen.

Kürst Michael in Serbien. — Allgemein hat man dem milden Einflusse des Kürsten Michael Obrenowitsch die verübten Missethaten zugeschrieben, welche in jüngster Zeit die Regierung belästigt hat. Mehrere Verbannte sind zurückgerufen, manche frühere Häupter wieder ausgehoben worden. Man spricht aber auch von der baldigen Zusammenberufung einer neuen Skupschina, um die nöthigen Geldmittel zur Herstellung einer Volksbewaffnung zu erhalten. Kürst Michael hat inzwischen Belgrad verlassen, um eine größere Reise durch England und Frankreich anzutreten.

Ministerveränderung in den Donaufürstenthümern. — Die Auslieferung einer Anleihe von fünf Millionen, ohne die Ständeverammlung zu befragen, hat dem früheren Ministerium eine scharfe Miße von den Abgeordneten zugezogen und ihre Abkündigung herbeigeführt. Man warf ihnen plötzlich vor, die Konvention vom 19. August 1858 verletzt zu haben. Um diesem Vorwurf auch für sich selbst zu entgehen, hat nun der Kürst Gisa die Wahl der Mitglieder der von der Konvention verlangten Centralkommission angedeutet.

Aufereuropäische Länder.

Beendigung des indischen Aufstandes. — Die am 26. März in Triest eingetroffene Bombay Gazette kündigt mit gewohnter Schrift an, daß der große indische Aufstand von 1857 sein Ende erreicht habe. Es handle sich nur noch um die Einfangung der wenigen verpörrigen Anführer, die sich noch auf freiem Fuße befinden. Rena Sahib soll, überall Verrath fürchtend, verkleidet von Ort zu Ort irren; der berüchtigte Salub Hassan habe sich erboten, ihn lebendig auszuliefern, wenn man ihn selbst begnadige. Lantia Topi und Mann Singh sollen um Amnestie angeht haben, die Begnadigung bereits erlangt sein. Jung Bahadur in Nepal leiste den Engländern bei Verfolgung der Flüchtlinge jede Unterstützung.

Expedition gegen Seigun. — Den Verichten aus Turo zufolge war die Expedition der Franzosen gegen Seigun, den Hafen von Kambodja, bereit und sollte spätestens den 10. oder 12. Febr. abgehen. Sie besteht aus flachen chinesischen Kanus, aus Kanonenbooten, Transportschiffen Drogas und Senno; 3 Kanus mit Kanonen und der Dampfregatte Phlegon, auf welcher sich der Admiral einschiffen wird. Man will zunächst die Festung an der Mündung und dem Seigun selbst angreifen und hofft in 21 bis 25 Tagen die Expedition zu beenden, dann will man gegen die Hauptstadt Hue selbst operiren.

Russische Gesandtschaft nach Peking. — General Ignatiev ist mit zahlreichem und wohlgeordnetem Gefolge nach Peking als Gesandter der russischen Regierung abgereist.

Auswanderungsangelegenheiten.

Die schon früher beregte Guano-Land-Company in London, inreist durch dort angelegene deutsche Häuser begründet, hat sich unter dem Vorsteher C. J. Gersberg jetzt förmlich konstituiert. Die 70 Promotoren — Beförderer — des Unternehmens haben eine Landanweisung der Regierung von Guano im Werth von 1000 Pfund. St. niedergelegt und sich zur Uebernahme von je 25 Aktien zu 2 Pfund. St. verpflichtet. Die zu gründende Kolonie in dem überaus fruchtbaren Bezirk von Wallon liegt nur 20 deutsche Meilen von Lissabon entfernt, hat bei der Nähe der Korallen ein gemäßigtes Klima und eine gesunde Gegend. Kaffee, Ananas, Bohnen, Bananen, Zuckerrüben, Indigo und verschiedene Drogen können mit Vortheil gebaut werden. Die Gesellschaft hat in Deutschland und der Schweiz bereits mehr als 100 Promotoren für ihre Landanweisungen gefunden, doch sollen nicht über 100 Promotoren zugelassen werden, sobald die zu kolonisierenden Länder einen Werth von zusammen 100.000 Pfund. St. erreicht werden. Die Liste der betheiligten Promotoren wird am 15. April geschlossen. Straßen werden im Voraus angelegt und Vorbereitungen zur Aufnahme der Einwanderer getroffen werden. Durch die Bestellung von Agenten in Deutschland sollen Auswanderungswillige Auskünfte über alle einschlagenden Verhältnisse erhalten. Dem Unternehmen gehören die Persönlichkeiten der Gründer und der Umstände, daß die Fonds so rasch zusammengebracht wurden, zur Empfehlung.

Der neue Minister für Algerien, Graf Chasseloup-Laubat, hat dem kommandirenden General Mac Mahon die Versicherung ertheilt, die Beziehungen zwischen den Militär- und Civil-Autoritäten der Kolonie zu verbessern, zu befestigen und der Armee wieder den gebührenden Einfluß zu verschaffen. Andererseits erklärte er, sich von den Verwaltungsgrundlagen des Prinzen Napoleon nicht entfernen zu wollen. Eine dritte Zusage wiederholt er; daß fühlen auch die dortigen Kolonisten und haben sich in mehreren Tausenden von Unterschriften bedeckten Petitionen an den Kaiser gewendet, um einen Entschluß zu verbinden und den Prinzen wieder an die Spitze der Verwaltung gestellt zu sehen. Ein entscheidender Bruch mit der Militärverwaltung in der Kolonie ist aber nicht zu erwarten und die Einmischung wird aber wieder in's Leben gerufen.

Konrad Eberhard.

Es ist ein neuer trauriger Beleg für die Nichtigkeit des alten Sages von dem Untande des Vaterlandes, daß erst der Tod Konrad Eberhard's bei einem großen Theile seiner Zeitgenossen die Erinnerung an ihn aufwecken mußte. Obwol unbetrieblert einer der Vorkämpfer wiederwachender deutscher Kunst, lebte er seit Jahrzehnten vergesen und unbeachtet mitten im Treiben der großen Kunststadt nur seinem Glauben, seiner Kunst und seinen wenigen, aber mit desto innigerer Treue an ihm hängenden Freunden.

Aus dem edelsten Stamme, der den Allgäu bewohnt, sind in jeder Zeit bedeutende Männer hervorgegangen. Wir erinnern vom Standpunkte der Kunst und Wissenschaft nur an Namen wie Schraudolph, Schlotbauer und Janderberg. Im Allgäu waren die Eberhards seit mehreren Generationen als tüchtige Bildhauer wohlbekannt, die wohl auch zum Meißel griffen, und gar manche Kirche im schwäbischen Oberland und im Breisgau bewahrt eine Madonna oder sonst ein heiliges Bild, vor dem das fromme Volk in andächtiger Verehrung kniet. Konrad Eberhard's Großvater schon pflegte der edlen Kunst; von ihm hat sich die künstlerische Anlage durch den Vater auf ihn und seinen Bruder fortgeerbt. Sie alle wohnten und starben in Sindelang, einem freundlich gelegenen, städtischen Dorfe, das wegen seiner Lage am Fuße des großen Jodes, dem Schreden der Zuhörer, in der Umgegend eines gewissen Rufes sich erfreut, und dort ward auch Konrad am 25. Nov. 1768 geboren.

Es war im Jahre 1796, als der Kurfürst und Bischof Clemens Wenzelslaus von Trier, um der Jugend des Allgäus die Firmung zu spenden, auch nach Sindelang kam, dessen geräumige Kirche hierfür besonders geeignet war. Die beiden Brüder Franz und Konrad hatten mit kunstgeübter Hand eine städtische Grenzspalte aufgerichtet und dadurch des Kurfürsten Aufmerksamkeit auf sich gelenkt. Er beehrte, für Konrad's weitere Ausbildung Sorge zu tragen und setzte seinen Voratz auf so rasch in's Werk, daß Konrad noch im nämlichen Jahre nach München wanderte.

Er zählte damals bereits 28 Jahre und brachte aus dem ersten Jahre so tüchtige Vorkenntnisse mit nach der Hauptstadt, daß er sich seinem Lehrmeister, dem berühmten Roman Boos, bald nützlich machen konnte. Als daher nach drei Jahren die Unterstutzung Seitens des Kurfürsten zu Ende ging, war Konrad hierdurch keineswegs gehindert, in seinen bisherigen und ihm rasch lieb gewordenen Verhältnissen auch fernerhin zu verbleiben.

In freien Stunden widmete sich Eberhard mit rastlosem Eifer dem Studium der Alten, nicht bloß mit dem Stift in der Hand, sondern bald in Thon formend, bald sogar in Marmor arbeitend. Samburga, der seinem Könige Mar Joseph L. nahe stand, sah bei Eberhard einen großen Humeros, von ihm nach einer Antike kopirt, von so trefflicher Arbeit, daß er es für seine Pflicht hielt, den König auf ihn aufmerksam zu machen. Auch dem kunstsinnigen Kronprinzen Ludwig war seine Begabung und sein Streben nicht entgangen, und er war es, der ihm die Reise nach Rom möglich machte.

In Rom regte sich eben damals ein wunderbares Leben. Der gewaltige Reformator deutscher Kunst, Carstens, dann Schid und Wächter, waren mit neuen Gedanken hervorgeraten, 3. Hoch hatte begonnen, in Bild und Schrift für die Sache zu kämpfen, die den leicht Erregbaren in Feuer und Flammen gelegt und das ganze kunstsinnige Europa schaute mit Staunen, mit Freude oder auch mit Meid auf die Wiedergeburt deutscher Kunst. Carstens war, als Eberhard in Rom eintraf, zwar schon über die Alpen zurückgegangen, bald nachher aber waren die beiden Schadow, Reinhard, der Maler und Dichter Müller und Wagner in Rom eingetroffen, und hatten so den Kreis ergänzt und erweitert.

Eberhard mit seinem in sich gelebten Wesen, mit seinem feinfachen Gemüthe und seiner streng kirchlichen Anschauungsweise mochte sich innerlich unter seinen Kunstgenossen nicht wohl fühlen, gleichwohl verband ihn alle das gleiche Streben nach dem Ideale, und verwandte Gesinnung schloß wenigstens zwischen ihm, Schid und Wächter das enge Band enger. Auch an Beziehungen zu Canova fehlte es nicht.

Der Kronprinz Ludwig hatte ihm den ersten Auftrag gegeben; Eberhard schuf demzufolge seine „Muse“, die nun in der Glyptothek aufgestellt ist. Der „Muse“ folgte „der sitzende Jahn mit Bacchus“, diesem „Jahn mit dem Schwan“ in rathiger Reihe und der bisher unbekannt gebliebene Künstler erntete nun das Lob in reichstem Maße.

Darauf lebte Eberhard wieder längere Zeit dabei in Vaterlande und wurde durch seines im wohlgenannten Königs Gnade im Jahre 1816 zum Professor der Skulptur an der Akademie der Künste zu München ernannt. Reich begabt und vielseitig, hatte er lange zwischen Malerei und Skulptur geschwankt und sich endlich für letztere nur unter dem Vorbehalte entschieden, auch auf dem Gebiete der ersten heimisch zu bleiben. Fast zugleich mit seiner Ernennung als Professor erhielt Eberhard zwei neue Bestimmungen, und zwar dies Mal mit Freilassung der Wahl des Gegenstandes. Nach vier Jahren stand die Gruppe: „Diana, von Amor zu Endymion geführt“, vollendet im Kabinetsgarten des Königs am Schloße zu Nymphenburg. Ihr Vorzug liegt in der Bestimmtheit der Charaktere am meisten ausprägenden Theile und durch eine jedes Uebermaß vermeidende Weichheit in der Behandlung. In diese Zeit fallen auch sein „triumphirender Amor“ und eine Reihe von Porträtskulpturen für die Walhalla, nämlich die des Malers Wöhlbacht, des Lehrers von Albrecht Dürer, des Erzherzogs Peter Ferdinand, des Feldmarschalls Müch, des berühmten Erzbischofs Paris von Voborn und des Sehehrten Hornart.

Von Rom zurückgekehrt, wohnte Eberhard längere Zeit auf dem Lande, theils im reizend gelegenen Dorfe Schleiberg am Moossee, theils in Starnberg und im benachbarten königlichen Lustschloße Berg. Hier verrieth er auch das nun in der Hofkirche zu St. Cajetan in München aufgestellte Denkmal der Prinzessin Caroline von Bayern.

Im Jahre 1821 ging Eberhard mit seinem Bruder Franz, der ihm der längeren Zeit nach München gefolgt war, sich sofort entschieden der Bildhauerei zugewendet hatte und ihm seither als treuer Gehilfe zur Seite stand, im Auftrage des kaiserlichen Majestät neuerlich nach Rom. Dieser beachtliche nämlich, den Glanz seiner berühmten Villa, welche Dürer, Schadow und Weith mit in der Kunstgeschichte so viel bepredigten Freuden geschmückt hatten, durch Basreliefs von Eberhard's Hand zu erhöhen, und wies ihm zu diesem Behufe die Räume und die Dede eines geräumigen Saales an. Des Künstlers Aufgabe war keine geringere, als die ewigen Gesänge Homer's in einer Reihe von Kompositionen, größern und kleinern Umfangs, plastisch wieder zu gestalten. Als bald darauf der Verrückter mit Tod abging, waren nur die Zeichnungen und auch ein Theil der in Marmor ausgeführten Arbeit fertig und blieb das Werk unvollendet lie-

gen. Die fertigen Basreliefs schmückten zur Zeit den königlichen Palast in Athen.

Eberhard unternahm fünf Jahre später noch eine Reise nach Italien, wieder begleitet von seinem Bruder Franz. Die Gemeindegemeinde von Perugia übertrug ihm nämlich die Restauration des berühmten Brunnens an dem Stadtplatz, eines Werkes des trefflichen Giovanni Pisano. Er unterzog sich dem Auftrage mit Liebe, mußte aber an Ort und Stelle erfahren, daß die Regierung des Papstes ihre Einwilligung verweigerte und lehnte unrichtiger Dinge zurück. Als später die Stadt Viterbo einen Preis für die beste Dürerstatue ausrief, theilte sich auch Eberhard an der Konkurrenz und stellte eine Arbeit aus, welche viel Beifall fand. Den Preis erhielt aber bekanntlich Burghardt und Niemand spendete seinen Wert aufrichtigeres Lob, als der unterlegene Bewerber. Von hohem Werthe und auch die Grabdenkmale der berühmten Bischöfe Sailer und Wittmann von Regensburg, welche aus seiner kunstgewandten Hand hervorgegangen und dem dortigen Dome zur größten Zierde gereichen.

Aus dem Bisherigen ergab sich, mit welcher Leichtigkeit sich Eberhard dem Jelebe profaner Kunst bewegte. Das Gebiet aber, auf dem er sich seiner ganzen Individualität und seiner innersten Neigung nach und mit ganz besonderem Glücke dem Drange zum Schaffen hingab, dies Gebiet war das der christlich-religiösen Kunst. Ihr gehören seine besten, seine am innigsten empfundenen Arbeiten an.

Sein bekanntestes Werk ist jene zur Zeit seines ersten Aufenthaltes in Rom modellirte Madonna, welche seither den meisten Bildhauern, mehr oder minder bewußt, als Ideal und Prototyp vorwebte und nach der Ansicht vieler Kenner an Innigkeit und Keuschheit, sowie an Adel mütterlicher Fürsichtigkeit alle Anderen weit hinter sich läßt. Jener frühen Periode gehören auch vier Basreliefs im Besitze des Geh. Rath's Dr. v. Klings in München an, welche in Figuren zu nahe 3 Fuß die Vertreibung des ersten Menschenpaares aus dem Paradies, die Kreuzabnahme, die heiligen Frauen am Grabe Christi und die Befragung des Saulus darstellen und welche in Beziehung auf charakteristische Darstellung und streng plastische Anordnung gleich vorzüglich sind.

Als König Ludwig, der unsterbliche Beschützer deutscher Kunst, nach seiner Thronbesteigung jene Reihe von Prachtgebäuden schuf, welche München zur Vorhalle Italiens machten, gedachte er auch Eberhard's. Von ihm sind das Relief über dem Portale der Allerheiligen-Hofkirche und die beiden Statuen der heiligen Peter und Paul ebendort; ferner die Bildhauerei des heiligen Michael und des heiligen Georg an dem Jarkthore, endlich die vier Statuen am kaiserl. Windmühlthore: St. Rupert, St. Vemmo, St. Lucia und St. Vitthal. Dem zweiten der letztgenannten Heiligen gab Eberhard in dankbarer Erinnerung an seinen Gönner Samburga diesen überaus ähnliche Gesichtszüge.

Auch als Maler leistete Eberhard Vortreffliches. Es kann hier nicht davon die Rede sein, auf die große Menge seiner historischen Kompositionen umständlich einzugehen, es muß aber doch des einen größten Werkes gedacht werden, das Eberhard's Nüchtern vorzugsweise zu feinsinnigen geeignet ist: des „Flügelaltars“, den jetzt die bekannte Kunstreuein Fraulein Linder besitzt.

Mit dieser überaus umfassenden und von einem tiefen Reichthum von Phantasie zeugenden Arbeit sind seine „Wallfahrt nach dem Berge Ardenas am Feste Maria Himmelfahrt“, welche er aus Anlaß einer Aufforderung des kaiserlichen Hofes in München bestanden, die altdeutschen Kunstreuein ausführte und zwei weitere Kompositionen, die er je nach dem Text: „Es werde Licht, dem Papste Gregor XVI., die zweite zu Ehren des Kaisers Franz Joseph von Oesterreich entworfen, nahe verwandt. Sämmtliche Kompositionen wurden durch die Lithographie in weiteren Kreisen bekannt, fanden jedoch ähnlichen Widerspruch wie Eberhard's „Triumph der Kirche in den Künsten“ und Schadow's „Quell des Lebens“. Die Zeit hatte sich von dieser Anschauungsweise mehr und mehr entfernt und Eberhard's Ziel war ihr so fremd geworden, als ihm die Welt.

Eberhard lebte seit Anfang dieses Jahrhunderts ununterbrochen in engler Gemeinschaft mit seinem Bruder Franz. Vor längerer Zeit war dieser blind geworden und als er im Jahre 1846 starb, schien auch Konrad's Lebensmuth gebrochen. Er erhielt auf sein Ansuchen die Entlassung von seinem alademischen Lehramte und zog sich nun noch mehr zurück, als da sein Bruder noch am Leben gewesen. Das Jahr 1848 erschien ihm wie ein wilder Traum; er fand seine Ruhe in der Arbeit und im Gebete.

Sein Umgang war ein sehr beschränkter. Außer seinem Freunde und Nachbar, dem Historienmaler J. L. Müller, sah er selten Andere bei sich als den herzoglich leuchtenbergischen Galeriedirektor Mufel, seine Kollegen Schlotbauer und Schraudolph und den postapostelmeister Ctt. Letzterer fand an ihm einen begeisterten Kunstreuein, der wol auch die verwandte Kunst ausübte und früher Goethe's „Erlkönig“ und „Sänger“ in Musik gesetzt hatte. Auch im Garten der Dichtung wußte er Bescheid und ergötzte sich bis an sein hohes Alter an ihren Blüten.

Eberhard fühlte längst, daß er am Ende seiner langen Lebensbahn angelangt wäre. Für ihn konnte der Tod nichts Schredens haben, er sah ihm mit vollkommenster Ruhe und Gelassenheit entgegen. Immer noch rüftig für sein hohes Alter, war er nur im verflorenen Jahre kränzlich gewesen. Drei Wochen vor seinem Tode verließ er zum letzten Male sein Haus in der Nähe der Kreuzkirche. Nun schwanden seine forperlichen und geistigen Kräfte rasch und rascher, auch das Licht der Augen verließ ihn. Nur acht Tage war er an sein Lager gebunden und am 12. März 1859 entschlief er kurz vor Mitternacht, ohne Schmerz, ohne Kampf, ruhig, wie er gelebt.

An seinem Grabe sprach sein Freund, der gelehrte Benediktinerabt Hr. Janderberg, tief empfundene herzliche und einfache Worte zu den Verlebenden Angehörigen. Dieses aber wird mit seinen Freunden nicht aussterben, sondern fortleben, so lange es noch eine deutsche Kunst gibt.

Die Weltfahrt der Hobara.

Fahrt nach der Insel Java.

(Fortsetzung aus Nr. 822.)

Gegen 10 Uhr befügen wir wieder unsere Pferde und setzten den Ritt von Lissabon nach dem Gipfel des Pangerango weiter fort. Wir kamen an einigen Bafan-grahans oder Kaffahäusern vorüber, von der Regierung erbaut, um Wanderern, die ein Umwetter oder die eindringende Nacht in diesen einsamen Bergschluchten übernacht, Schutz und Unterkunft zu bieten. Da aber von allen Seiten ein heftiges Gewitter loszubrechen drohte, so bielten wir dafelbst nicht an, indem wir durch einen forierten Ritt nach vor dem Ausbruch des Gewitters am Ziele unserer Reise ankunften hofften. — Nur einmal ergriff ich unwillkürlich die Zügel meines Pferdes und blieb in schmerzlicher Bewunderung

stehen — eine große Masse siedend heißen Wassers quoll aus einem Felsen hervor und stürzte viele hundert Fuß in die Tiefe. Ueber den Abgrund führt ein schmaler, hölzerner Steg, und man reitet so dicht an der heißen Quelle vorbei, daß die Hitze des Wassers noch in einer gewissen Höhe sehr empfindlich ist. An der Stelle, wo das Wasser herausströmte, zeigte das Thermometer 105° Cels.

Um 3 Uhr Nachmittags erreichten wir endlich den Gipfel des Bombaj-Bangerango (9700'), das hunderttheilige Thermometer zeigte jetzt 9°, die feuchte Kugel 8½°. Schon seit einer Stunde zeigte die Vegetation, daß wir ein verschiedenes Klima betreten hatten. Die Bäume wurden niedriger, zwerghafter; statt ihre braunen Ärme um Wärme und Licht nach oben zu strecken, senkten sie dieselben zu Boden, sich gleichsam ängstlich zurückziehend vom rauben Wind, der ihre Äste durchrüttelte, und in der Wärme des Bodens Behagen suchend. Die meisten Waldbäume waren mit dichter Moosbede überzogen und von ihren grauen Ästen hing gleich dem Silberbart eines Greises eine haarähnliche Tillandsienart, was der Landschaft einen ganz eigenthümlichen Charakter gab.

Auf der Höhe angelangt, fanden wir auf einem großen Plateau zwei geräumige Holzhütten, und als wir eintraten, trafen wir den größten Theil unserer Reisegesellschaft um einen eisernen Ofen gelagert, dem ein am Boden lauernder Keon immer wieder frisches Feuerungsmaterial zuführte. Welcher Kontrast! Als wir diesen Morgen von unserer Nachtlagerung wegritten, zeigte das Thermometer die betagliche Temperatur von 21° Cels., und jetzt war dieselbe Quecksilbersäule bis auf 9 und selbst 8° Cels. gesunken. Im Innern des Bangerangan herrschte staunenswerther Komfort; Tische, Stühle, Bettzeug u., alles war nach der Höhe gebracht worden, jedoch man nichts entbehrte, was nur einigermaßen zum leiblichen Wohlbefinden erforderlich schien. Leider wurde der erhoffte Naturgenuss durch Nebel und Regen völlig zerstört, man sah kaum 100 Schritte vor sich hin und konnte sich nur durch die aufliegende Karte eine Vorstellung von den Berggipfeln und der kolossalen Gebirgslandschaft machen, die uns umgaben. Man versuchte zu jagen, zu botanisiren, zu geologisiren und so gut es ging, Barometer- und Thermometerbeobachtungen zu machen; aber schon gegen 5 Uhr brach die Nacht herein und zwang uns, in der traulichen Holzbaute ein Asyl gegen die Rauheit der Natur zu suchen.

Alle Hoffnung war jetzt auf den nächsten Morgen gerichtet, wo man besseres Wetter und eine heitere Aussicht erwartete. Schon um 5 Uhr früh waren alle auf den Weinen und erwarteten sehnlichst das Erscheinen des Tagesgestirns, um vielleicht doch einen Blick auf den gegenüberliegenden Krater des Gedeo und seine Umgebung zu erhaschen. Gegen 7 Uhr endlich zertheilten sich die Wolken und eine Meile lang lag der schöne, regelmässige Krater des Gedeo (9400') mit seiner völlig senkrecht abfallenden, aufgetürmten, 6-700' hohen Wand vollkommen klar vor uns. Ja so nahe schien der Gedeo unserm Auge, daß es den Anschein hatte, als müsse ein vom Gipfel des Bangerango nach dem Gedeo geworfener Stein in dessen Krater fallen. An mehreren Stellen sah man aus Spalten dicken Rauch aufsteigen.

Ungefähr 50 Fuß höher als die beiden am Plateau errichteten hölzernen Unterkunfthütten steht ein Flaggenstod oder vielmehr eine Signalfange, welche, aus großer Entfernung gesehen, den



Konrad Eberhard, † 12. März.

Landmessen an verschiedenen Punkten zur Richtschnur dient. An einem heitern wolkenfreien Morgen muß man von dieser Stelle aus eine herrliche Aussicht auf die Breongerregenschaft haben. Diesmal war die Rundschau ziemlich beschränkt und man mußte die Momente völlig ablauschen, wo der Wolkenschleier sich zeitweilig lüftete und einen klärtigen Blick in die halbverhüllten Zäuber der Natur gestattete. Eine charakteristische Pflanze des höchsten Punktes des Bangerango ist Guaphallum arboreum, sowie die prachtvolle gelbe Primula Imperialis nur auf den Höhen des Bangerango angetroffen wird.

Noch gegen 7 Uhr früh zeigte das Thermometer am Gipfel 8½° Cels. Dr. Hochstetter versuchte mit zwei Holländern vom Bangerango aus den Krater des gegenüberliegenden, geologisch höchst merkwürdigen Gedeo zu besteigen, während der Rest der Reisegesellschaft den Weg direkt nach Tjipannas einschlug.

Noch am selben Tage setzte ich in Gesellschaft des Dr. Hochstetter und zweier Holländer die Reise zu Wagen nach Tjangoer und Vandong fort. Auf dem Wege dahin passirten wir Tjijofan, eine kleine Ortschaft, deren emsige Bewohner sich viel mit der Gewinnung eßbarer Vogelnester beschäftigen, welche in den Hö-

len und Kalksteinbergen der Umgebung ziemlich häufig gefunden werden. Diese Vögel heissen im Sundanesischen Gunung-masigit, weil der Kalkstein, aus dem sie bestehen, durch seine zackigen, seltsamen Formen ihnen das Ansehen von Vogelnestern (masigit) gibt. Wo die eßbaren Vogelnester (sarang-burung, von sarang, Nest, und burung, Vogel) gefunden werden, sind keine eigentlichen Grotten, wie sie gewöhnlich genannt werden, sondern steile Klippen, Spalten und Nische, in welche die Schwalben ihre Nester bauen und die häufig nur mit großer Lebensgefahr erklimmen werden können.

Ganz in der Nähe des Dorfes führt eine sehr hübsche Holzbrücke von nordamerikanischer Konstruktion, aber im Lande selbst durch einheimische Kraft gebaut, über den Tjijofanfluß.

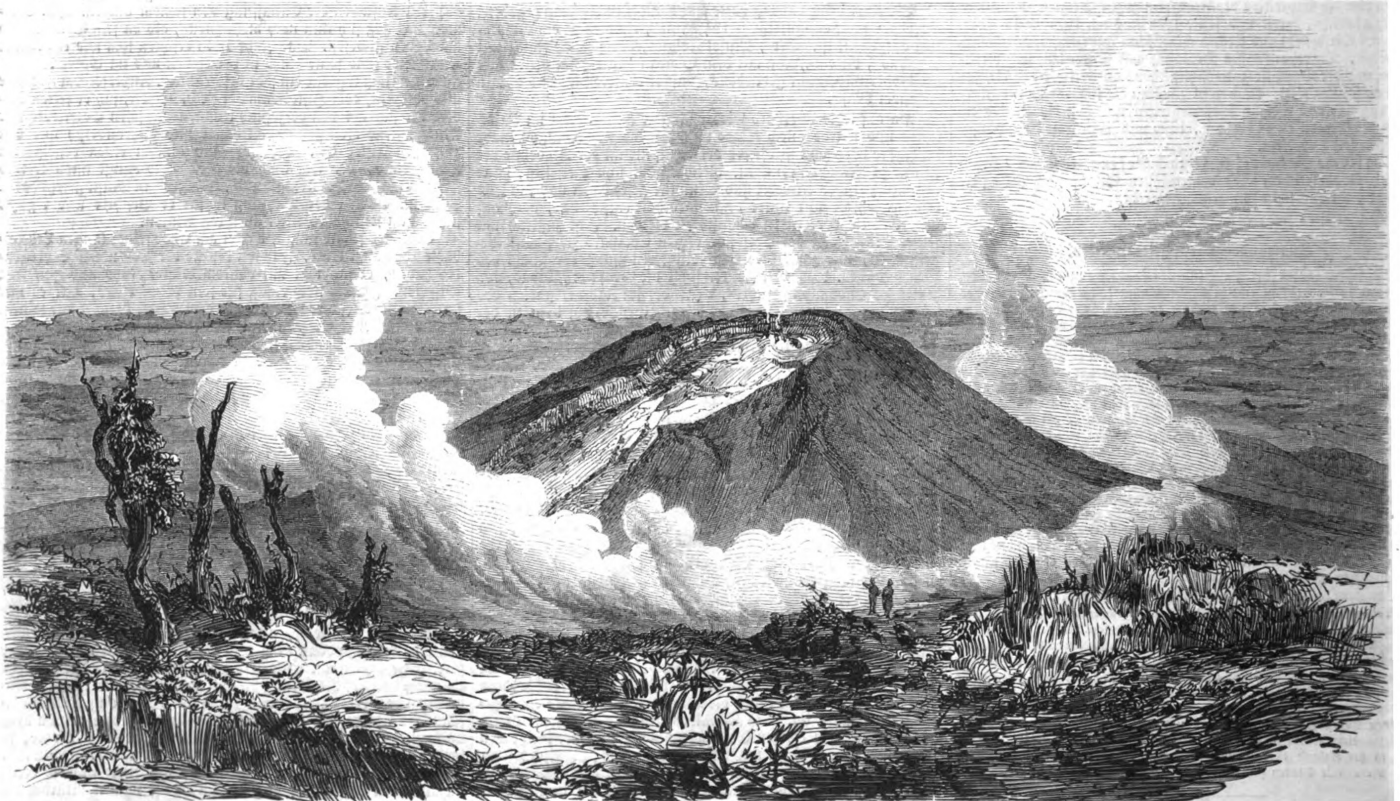
Erst gegen 12 Uhr Nachts erreichten wir Vandong, wo wir im Hause des javanesischen Regenten Raden Delipati-Wira-Ratu-Radisa die glänzendste gastfreundliche Aufnahme fanden. Das ganze Haus ist nach europäischer Sitte eingerichtet und Niemand würde vermuthen, daß er sich in den Gemächern eines mohamedanischen Fürsten auf Java befindet, wenn man nicht durch das orientalische Kostüm des Hauswirthes und die Diener mit Betelbüchse und rauchender Lunte daran erinnern würde, welche ihren Herrn unaufhörlich auf den Knien nachrutschten. Noch in der Nacht stattete uns der Resident der Regenttschaft, Herr Vischer v. Saasbed, ein Hannoveraner von Geburt, der schon seit 25 Jahren im Lande lebt, einen Besuch ab; er besprach mit uns die Reiseroute für den nächsten Tag. Wir kamen überein, uns so zeitig als möglich zu Herrn Jungbuhn zu verfügen und mit diesem gelehrten Freunde alle weiteren Projekte zu besprechen.

Um 2 Uhr erst ging ich zu Bett, um 6 Uhr früh sah ich schon wieder im Wagen auf der Fahrt nach Vandong. Auf halbem Wege vertauschte ich den Wagen mit einem Reitpferd, um desto schneller an den Ort meiner Bestimmung zu gelangen, und erreichte gegen 9 Uhr das reizende Vandong, 4000' über dem Meer, mit einer mittlern Jahrestemperatur von 16 bis 17° Cels.; also ungefähr jene Rom's. Dr. Jungbuhn empfing mich unendlich freundlich, theilte mir vieles Interessante über die verschiedenen Chinapflanzungen mit und über-

gab mir seine neuesten Arbeiten über diesen Gegenstand, welcher Jungbuhn gegenwärtig fast ausschließlich zu beschäftigen scheint. Derselbe wurde erst kürzlich von der holländischen Regierung mit dem Charakter eines Residenten zum Inspektor der Chinapflanzungen auf Java ernannt und bezieht als solcher einen Jahresgehalt von 12,000 Fl. holl. nebst 100 Fl. monatlich Quartierbeitrag. Dies mag als Beispiel dienen, mit welcher Munifizenz die holländische Regierung ihre Beamten honortirt.

Jungbuhn's Wohnhaus liegt am Fuße seines Freundes Tansuban-Prabu (umgestürztes Schiff, von der Form des Berges so genannt), wie der gelehrte Forscher diesen Vulkan nennt, und ist ringsum von herrlichen Wäldern und Fluren umgeben.

In der Nähe befindet sich ein großes Stablisement, wo der größte Theil der Kaffeeproduktion des Wandongdistrikts für den europäischen Markt bereitet wird. Aller Kaffee, welcher auf Regierungsländereien gebaut wird, muß nämlich (ähnlich wie andere Produkte) von den Pflanzern zu einem bestimmten Preis an die Regierung abgeliefert und kann nicht direkt an Kaufleute verkauft werden. Dieses verwerfliche System, welches freie Arbeit, jede freie Handelsbewegung ausschließt, ist Ursache, daß sich die



Die Welschheit der k. k. Fregatte Novara: Der Krater des Gedeo auf der Insel Java. Nach einer Originalzeichnung von J. Selleny.

Kultur des Landes noch auf einer so niedrigen Stufe befindet und daß der fremde Verkehr bei weitem nicht jene Bedeutung besitzt, die derselbe unter einer weniger engbegrenzten Politik, bei der ungenügend günstigen Lage und der übergrößen Fruchtbarkeit der Insel längt hätte erlangen müssen, sondern, namentlich im Vergleich mit den benachbarten englischen Freibäfen, traurig verarmt und darniederliegt. Aber es bereiten sich glücklicherweise in dieser Beziehung großartige Reformen vor. Eine große Partei der angesehensten Männer der Insel, an der Spitze der Vizepräsident des Rathes von Indien, der ehrwürdige de Perez, hat sich bereits zu Gunsten der Einführung der freien Arbeit und zu völliger Aufhebung aller Zwangsarbeit gebildet und gewinnt täglich an Anhängern. Die freisinnige Verfassung und die liberalen Maßregeln, welche die Regierung des Mutterlandes auszeichnen, dürften allmählich auch auf die Kolonien übergehen, welche bloß aus Furcht vor einer Völkerrückbildung mit solcher Strenge und in einem, den nationalökonomischen Ansichten unseres Jahrhunderts so wenig zugehörigen Geiste regiert werden.

Das Establishement zu Lembang, wo die einheimische Kaffeebohne für den europäischen Markt bereitet wird, ist an einen Herrn Philpot verpachtet, welcher den Kaffee in Säcken völlig verpackt, gereicht an die Regierungsmagazine nach Batavia abliefern. Das System, welches hier zu Bereitung der Kaffeebohne in Anwendung kommt, ist die sogenannte brasilianische und westindische, oder nasse Bereitungsweise, wodurch zwar der Kaffee an Gewicht gewinnt, aber wesentlich an Qualität einbüßt, indem 100 Pfund Gewicht 18 Prozent Wasser enthalten, während sich bei der trockenen Behandlungsart in 100 Pfund Gewicht nur 4 Prozent Wasser finden. Man schätzt die jährlich in Lembang auf diese Weise bereitete Quantität Kaffeebohnen auf 80,000 Pütuls oder an 100,000 Zentner. Statt die geringere Güte des javanesischen Kaffees dieser schlechten Manipulation zuzuschreiben (was so augenfälliger, als der auf trockenem Wege bereitete Kaffee von weit besserer Qualität ist), sucht man die Ursache tiefer, nämlich in einer Degeneration der Kaffeepflanze, und hat in neuester Zeit sogar einen bekannten holländischen Botaniker Frieze zur Untersuchung der Ursache der Verschlechterung des Kaffees auf Java nach dieser Insel geschickt, und zwar mit Diäten, die einem deutschen Naturforscher wirklich fabelhaft vorkommen müssen. Professor Frieze bezieht monatlich 1000 Gulden holländisch, hat das Recht der freien, unentgeltlichen Benutzung der Regierungsposten und erhält außerdem 10 Gulden täglich Diäten, wenn er sich auf Reisen im Innern der Insel befindet. Frieze ist das erste Mal in holländisch-Indien, und die einheimischen Pflanzer mit ihren fünfzigjährigen Erfahrungen sind nicht wenig ärgerlich darüber, daß ein Fremdling im Lande sie über Kulturverhältnisse aufklären soll, die ihnen längst bekannt sind, die zu ändern aber vor der Hand nicht in ihrer Macht liegt. Ein wijiger Pflanzer meinte: „die Mission des lebenden Professors sei ebenso wunderbar, als wenn man einen Javanesen nach Holland schicken möchte, um die Holländer das Käsemachen zu lehren!“

Die Ursache der Verschlechterung der Qualität des Javakaffees (welche in den letzten Jahren einen so auffallenden Einfluß auf dessen Verkaufspreis hatte) muß, wie schon bemerkt, hauptsächlich in der nassen Behandlung der Kaffeebohne liegen. So lange aber der Vertrag der Regierung mit dem Pächter Philpot dauert, der sogar kontraktlich gehalten ist, die Kaffeebohne nach dem nassen Verfahren für den Markt zu bereiten, läßt sich dieser Uebelstand ohne große Geldverluste nicht heben. Denn der Pächter gewinnt durch die nasse Bereitungsweise im Verhältnis zur trockenen 14 Prozent bei 100 Pfund Gewicht, stützt sich auf seinen Vertrag (der, wie ich glaube, noch 7 Jahre dauert) und will diesen nur gegen eine bedeutende Geldentschädigung lösen. Weil dem Umstand aber, daß der Javakaffee durch diese schlechte, ungewöhnliche Behandlungsweise auf den europäischen Märkten wesentlich an Ruf verliert, wäre es fast gerathener, das Geldopfer zu bringen und unverweilt eine, dem Klima und der Bohne mehr zugehörige Behandlungsweise einzuführen. Auch in der Kultur des Kaffeebaumes wäre die in Costa Rica und im Hochlande von Guatemala übliche Weise, die Bäumchen nicht über 4 Fuß Höhe messen zu lassen, um die Beeren leichter und bequemer pflücken zu können, anzuempfehlen. Auf Java wird der Kaffeebaum 8–10 Fuß hoch, wodurch ein großer Theil der Beeren verloren geht.

Der Distrikt Wandong erzeugt jährlich 80,000 Pütuls, die Breanger Regentenschaft an 150,000 Pütuls und ganz Java gegen 800,000 Pütuls oder 1,000,000 Zentner Kaffee. Im Breanger kostet der Pütul Kaffee der Regierung 3 fl. 50 Cent. holländisch (dies ist nämlich der Preis, um welchen derselbe von der Bevölkerung an die Regierung abgeliefert werden muß). Im Bataviadistrikt, wo die Bevölkerung weit höher besteuert ist, bezahlt die Regierung 9 fl. pr. Pütul. — Die holländische Handelsgesellschaft oder Matichappie, welche das ausschließliche Recht der Verschiffung der Regierungsgüter hat, bezahlt derselben 28 bis 30 fl. holländisch für den Pütul Kaffee und verkauft denselben auf ihre Rechnung in Europa. Die Kaffeepflanze wurde bereits im Jahre 1670 durch den damaligen Gouverneur Zwaardcron aus Mokka auf Java eingeführt.

Gegen Mittag verabschiedete ich mich von Dr. Jungbuhn und reiste noch an demselben Tage nach Tjanger zurück, wo ich wieder mit der übrigen Reisegesellschaft zusammentraf. Ich legte die Strecke von Lembang nach Tjanger (etwa 80 englische Meilen) in dem raschen Zeitraum von kaum sechs Stunden zurück; die Pferde bergauf und bergab immer im Galopp und die Käufer (loopers) fortwährend vom Wagentritt auf- und abspringend, um mit ihren langen Peitschen die Pferde anzutreiben.

Noch an demselben Abend wohnte ich in Tjanger einem nationalen Feste bei, das der javanische Regent des Bezirks zur Feier des Neujahrs gab und dem im Hofraum eine ungeheure Masse Volkes beizuwohnte, während in's Innere des Hauses nur die geladenen fremden Gäste Zutritt hatten. Selbst die Verwandten des Regenten durften nur in der Veranda, dem gedeckten Säulengang vor dem Hause, Platz nehmen und beobachteten die strenge Etiquette im Verkehr mit dem Regenten. Im Salon befand sich bloß europäische Gesellschaft, welcher der Regent und seine Ehehälfte, eine dicke, untersteifte, braune Javanese in schwarzem Seidenkleide und elegant gestickten Pantoffeln, die Sonnenröschen trugen. Beide waren von einer großen Anzahl Diener in orientalischer Tracht umgeben, die beständig hinter ihnen auf den Knien krochen und Betelbäume, Wohlgerüche etc. in den Händen trugen. Auch ein junger Jüngling befand sich neben der Dienerschaft und schien als ein besonderer Gegenstand des Lurus betrachtet zu werden. Von Zeit zu Zeit wurden Thee, Badewasser, Früchte, Wein und Bier servirt. Der herrschende Ton war vollkommen europäisch, nur der unaufhörliche, obenbeschriebene Ton des Gamelung, jenes bekannten nationalen, orchestralen Glodenpiels, erinnerte an das Hauswesen eines javanesischen Fürsten.

Eine Anzahl von Bajadern führte einige höchst langweilige, sentimentale Tänze auf. Es war ein äußerst langweiliges, heisses Vortragsstück von einem Ende des Saales bis in die Mitte desselben, ohne alle Grazie, wobei mit den Armen und Händen verschiedene Verdröhnungen und Verrentungen gemacht wurden. Die Tänzerinnen waren äußerst elegant und reich gekleidet, was ihre Häßlichkeit noch auffallender machte. Der Regent suchte mir zu erklären, daß der Tanz die Geschichte von vier Schwestern darstellen solle, welche ihre verlorene Mutter suchen und durch die verschiedensten Bewegungen und Tanzfiguren von den Göttern wieder zu erlangen hoffen. Auf diesen Tanz folgte ein sogenannter Kriegstanz, von acht Männern mit Waffen ausgeführt, der zwar weniger sentimental, aber darum nicht weniger langweilig war. Und zwischen diesen ganzen langen Auführungen tönte ununterbrochen die betäubende Musik des Gamelung.

Auch im Hofraum war Musik aufgestellt, die sich hauptsächlich durch einen marktschreierähnlichen Lärm hervorthat. Zum Schluß wurden zur Hauptbelustigung des Volkes unzählige Raketen und Feueräder abgebrannt und eine etwa 20 Fuß lange transparente Schlange setzte sich auf dem Rücken von durch das Dunkel der Nacht unsichtbaren Trägern in Bewegung und ahmte alle Windungen und Krümmungen dieses unheimlichen Thieres mit viel Geschick nach. Auch einige Masken mit furchtbaren Lar-

Gaukler, es steck eine tiefere Idee in seinem Spiel, als bloß einem Zuschauerfreis zu amüsiren und dessen Beifall zu erringen.

Am nächsten Morgen, es war der 18. Mai, verließen wir wieder Tjanger und kamen trotz manchen Unfalls unterwegs noch am selben Abend in Buitenzorg an, wo wir, einer Einladung des Generalgouverneurs Folge leistend, in seinem Schlosse unsern Aufenthalt nahmen. Der Kommodore bewohnte prächtige Appartements in einem eigens für Gäste bestimmten Seitenflügel des Schlosses. Auch die Suite des Kommodore war im selben Flügel untergebracht. Hier trafen wir bereits einige Offiziere der Novara, welche schon seit mehreren Tagen die Gäste des Generalgouverneurs waren. Im Ganzen lebte Herr v. Babud mit seiner Tochter äußerst zurückgezogen, welche vor einigen Jahren das größte Schicksal erfuhr, ihren Gemahl von einem Malaien in ihrer Gegenwart ermorden sehen zu müssen! Nur einige Adjutanten machten den Stab seiner Umgebung aus, was um so mehr gegen die überaus höchsten, steifen und zeremoniösen Formen abstand, welche im Schlosse zu Buitenzorg an der Tagesordnung sind. — Wir verweilten einen Tag in Buitenzorg, dessen botanischer Garten immer neue Reize erschließt, und kehrten am 20. Mai wieder nach Batavia zurück, wo ich bei meinem werthen Freunde, dem Oberst Schierbrand in Beltevreden, mein Absteigequartier nahm.



Die Weisfahrt der A. A. Segregate Novara: Waldpartie auf dem Wege nach dem Pangerango auf Java. Nach einer Originalzeichnung von J. Sellmy.

von bewegten sich zu Pferd und zu Fuß im Kreise herum. Hierauf wurde eine Masse glühender Kohlen und Asche im Hofraum ausgegossen, ein mohamedanischer Priester verrichtete unter jämmerlichem Geschrei und Gebete vor dem Aschenhaufen seine Gebete, und nun sprangen einige kühne, entschlossene Javanesen mit nackten Füßen mitten in die feurige Masse und drehten sich einige Male darin im Kreise herum. Auch der Priester sprang in den Kohlenhaufen und animirte durch sein Benehmen nicht wenig die Umstehenden. Unversehrte kam dieses zur Belustigung der Gäste produzierte Schauspiel zugleich auch eine religiöse Bedeutung, irgend eine Sühne zum Zweck, wie dies vielfach bei den dargestellten Tänzen der Fall ist, aber ich konnte darüber nichts Näheres erfahren. Indes war diese aufregende Produktion nur der Anfang von einer Anzahl von haarsträubenden Kunststücken, die jedenfalls mehr Fanatismus als guten Geschmack verriethen. Mehrere junge Männer brachten eiserne Kreisel mit feiner, scharfer Spitze an dem einen Ende zum Vorschein und thaten, als wollten sie sich dieses fürchterliche Instrument in die Wangen, in die Stirn und die Augen bohren. Dabei drehten sie sich mit gebogenem Körper fortwährend im Kreise herum und stießen wilde, unheimliche Töne aus. Je länger das Spiel währte, desto leidenschaftlicher und fanatischer wurden sie, bis sie endlich betäubt und erschöpft in eine Ecke taumelten. Ein javanesischer Jongleur ist kein gewöhnlicher

Der Rest meines Aufenthaltes in Batavia ging theils mit Besichtigung der wichtigsten öffentlichen Anstalten und wissenschaftlichen Institute, theils im freundschaftlichen Verkehr mit den ausgezeichneten Gelehrten und Naturforschern Batavias hin. Nicht genug Bewunderung und Anerkennung kann man der schönen wissenschaftlichen Thätigkeit auf Java zollen, besonders wenn man das geringe geistige Leben in Betracht zieht, welches dort im Allgemeinen herrscht, und wenn man ferner berücksichtigt, daß in ganz Batavia bloß zwei Buchdruckereien bestehen und die Presse sich in einem Zustande der Abhängigkeit von der Regierung befindet, wie vielleicht — mit Ausnahme der Mönchsstadt Manila — nirgends in den europäischen Kolonien in Indien und Ostasien. Eine besondere Pflege wird auf Java den Naturwissenschaften zugewendet. So besitzt z. B. eine Batavisch Genootschap van Kunsten en Wetenschappen, welche schon im Jahre 1778 von den zeitweilig hier residirenden Europäern gegründet wurde, ein großes, prächtiges, namentlich an ethnographischen Schätzen reiches Museum und eine bedeutende Bibliothek besitzt, und ein Jahrbuch (Verhandelingen) herausgibt. Bis her sind 26 Bände in Ottav und 6 Bände in Quart (seit 1848 unter des hochverdienten Dr. Beets's Redaction) erschienen. Außerdem gibt diese Gesellschaft auch eine Monatschrift heraus unter dem Titel: Tijdschrift voor indische Taal, Land en Volkenkunde, welche im

Jahre 1852 gegründet, seither regelmäßig unter der Redaction Meier, Munich und Reicher erschienen ist.
Eine andere naturwissenschaftliche Gesellschaft, die Naturkundige Vereinigung in Niederländisch-Indien, besteht erst seit acht Jahren (Juli 1850) und gibt jährlich Memoiren heraus, von denen bisher vier große Bände in Quart und 16 Bände in Octav im Druck erschienen sind. Auch bei dieser Unternehmung steht der ungemein thätige und eifrige Dr. Meier mit an der Spitze. Außerdem erscheint noch unter der Leitung des am heilwissenschaftlichen Streben in Holland-Indien hochverdienenden Dr. Waisant, Chef des Medizinalwesens in Holland-Indien, eine Monatschrift: „Tijdschrift der Vereniging tot Bevordering der Geneeskundige Wetenschappen in Nederlandsch-Indien“, 1851 bis 1857, und ein Jahresbericht über die Leistungen der Medizin auf Java, Madura und anderen holländischen Besitzungen (Omschrijving van het Summer-Zieken rapport der Civil-Geneeskundige Dienst of Java, Madura en de Buitenbezittingen, opgeemaakt door G. Wassink etc. etc.).

Auch einzelne Humanitätsanstalten sind musterhaft eingerichtet und verwaltet. So z. B. das große Militär- und Civilspital am Groote Rivier (Tjiluwana) für Verwundene, welches in seinen prachtvollen, geräumigen Sälen an 600 Kranke aufnehmen im Stande ist. Um einen Begriff von der Großartigkeit dieser ausgezeichneten Anstalt zu geben, will ich bloß bemerken, daß die Vertheilung eines einzigen neuerbauten Saales für Infanteriefrankheiten der Regierung an 60,000 fl. kostete! Die medizinische Schule für Eingeborene (Geneeskundige School voor Inlanders), seit 1851 durch Dr. Boich, früheren Chef des Medizinalwesens in Holland-Indien, gegründet und gegenwärtig durch Dr. Meier und Dr. Reicher mit großer Umsicht geleitet, bezweckt, die Söhne eingeborener Eingeborener der Nachbarn in den wichtigsten und nützlichsten Begriffen der modernen Heilwissenschaft zu unterrichten und dieselben sozahn wieder als sogenannte einheimische Doctoren (Doctor Java) in ihre Heimat zurückzuführen. Die Unterhaltungs- und Erziehungsschulen, sowie die Heilanstalten betreibt die Regierung von Java. Ad. sah in dieser Schule Söhne der Fürsten von Palembang, Celebes, Sumatra, Borneo u. i. w. Sonderbarerweise find zwei Eingeborene aus Manado auf Celebes, von deren Großeltern, wie man mir erzählte, nachgewiesen ist, daß sie Menschenfreier waren, die befristeten Schüler ihrer Klasse. Einer derselben erklärte mit großer Präzision und Deutlichkeit in malayischer Sprache den Proseß, welchen eine gewöhnliche Speise im menschlichen Organismus durchmacht, die Art und Weise der Blutzirkulation u. i. w. Ein großer Nebelstand ist, daß die Jünglinge (24 an Zahl), wenn sie in das sogenannte medizinische Kollegium eintreten, kein Wort holländisch verstanden, sondern meistentheils nur Malayisch lesen und schreiben können und ihnen daher die Lehrgegenstände in malayischer Sprache vorgetragen werden müssen, was bei der Armut dieses Reichs in Bezug auf gewisse Auszubildende große Schwierigkeit hat. Die systematischen Namen werden in lateinischer Sprache gelehrt; der Unterricht in der zweiten Klasse geschieht am Katheder. Binnen zwei Jahren sollen die Jünglinge so weit vorbereitet sein, um in ihrer Heimat als einheimische Doctoren praktizieren zu können. Reichen sie das vorgeschriebene Examen, so erhalten sie ein Diplom als Doctor Java, das sie zur Ausübung der Heilwissenschaft berechtigt, werden von der Regierung mit Medicamenten und chirurgischen Instrumenten ausgestattet und empfangen außerdem einen monatlichen Gehalt von 25 bis 30 fl. holländisch. Auf ähnliche Weise sind schon an 50 malayische Jünglinge zu Aerzten herangebildet und wieder in ihre betreffende Heimat zurückgeschickt worden. Der Regierung kostet diese Schule an 8000 fl. holl. jährlich mit Ausschluß der Gehälter der dabei angestellten Aerzte und Officiere. (Auf Java hat nämlich jeder Arzt zugleich auch einen militärischen Rango.)

Nicht mindere Anerkennung verdient die Anstalt zur Heranbildung eingeborener Beamten, welche an 24 weibliche Jünglinge aus den verschiedensten Theilen des Sundas-Archipels zählt. Weniger befriedigt waren wir mit dem Besuche der Gefängnisse, welche sowohl in gesundheitlicher Hinsicht als auch in Bezug auf die Anforderung der Humanität viel, sehr viel zu wünschen übrig lassen. Das große Gefängnis im Innern der Stadt besteht aus drei Abtheilungen: aus einer Anstalt für zeitweilig Inhaftirte; aus jener für eine bis zwanzigjährige Zwangsarbeit im Freien Verurtheilten (den sogenannten Kettingshängers), und endlich aus dem Spital für imbibilitische Weiber. Im Gefängnis für auf zwei bis drei Jahre oder für längere Zeit Inhaftirte, welche fortwährend eingeschlossen bleiben und nicht zu Arbeiten außerhalb der Strafanstalt verwendet werden, befanden sich zur Zeit meines Besuchs 70 männliche und 3 weibliche Gefangene. Das Gefängnis hat ein überaus unheimliches Aussehen, weil es aus einer Menge hoher, weißüberdachter Mauern besteht, zwischen denen die Gefangenen in Partien von sechs bis zehn Mann in kleinen Zellen, zu zwei und zwei zusammen wohnend, eingesperrt sind, und diese schaurigen Räume oft Jahre lang nicht verlassen dürfen. Die Schuldgefangenen sind zwar von den sogenannten gemeinen Verbrechern getrennt, die Einrichtung des Gefängnisses aber die nämliche. Das Geleis gestaffelt, böse Zähler drei Jahre hindurch ohne Unterbrechung eingesperrt zu halten, doch muß der Glaubiger monatlich 10 fl. holl. für den Unterhalt zahlen. Im Ganzen waren 18 Schuldner in Haft. Bezeichnend für den Charakter und die Handlungsweise der Chinesen ist es, daß, während sie unter den gemeinen Verbrechern fast gänzlich fehlen, dieselben im Schuldgefängnis das größte Contingent stellen. Die Frauen der Gefangenen haben die Erlaubnis, ihren Männern zu folgen. Man zeigte mir eine Japanerin, welche ihrem Mann, der zu mehrjähriger Gefängnisstrafe verurtheilt war, freiwillig in die Gefängnisstrafe folgte und dieselbe mit ihm theilte, obgleich sie ihn nur von Zeit zu Zeit in Anwesenheit vor Zeugen sprechen durfte und völlig getrennt von ihm leben mußte. In der Abtheilung der Kettingshängers (d. i. Kettenhänger), zu genannt, weil sie einen eisernen Ring um den Hals trugen, befanden sich im Mai 1858 170 Gefangene, darunter 16 weibliche. Im Ganzen betrug die Zahl der Kettenhänger in den verschiedenen Gefängnissen auf Java 511, darunter 18 weibliche. Die meisten von ihnen sind Javanesen und Malaien; Chinesen findet man nur selten darunter. Man beobachtet hier das Verfahren, die in Java Verurtheilten nach den Gefängnissen im Innern der Insel zu schicken und umgekehrt, die Sträflinge aus dem Innern in die Anstalt zu Batavia unterzubringen. Durch diesen Umstand ist dem Richter im höchsten Gefängnis Gelegenheit geboten, viele interessante Typen unvermutheter Eingeborener aus dem Innern Javas und von den benachbarten Inseln beisammen zu sehen, und die Körpermessungen, welche ich gemeinsam mit dem Aerztem Dr. Schwarz an einzelnen Individuen vorgenommen, verdienstlichen zu höchst merkwürdigen Resultaten.

Mannigfaltigkeiten.

Ehrenbezeugungen.

Die englische Bevölkerung der Insel Seylon widmet der Prinzessin Friedrich Wilhelm von Preußen ein prachtvolles silbernes Kästchen, worauf ein goldener Elefant steht und das Armabänder aus den schönsten Perlen der Meeresperlschnecke enthält. Das Kästchen ruht auf einem kunstreich gearbeiteten Gestell aus Ebenholz. Das Geschenk wird durch Sir Charles Mac Gathby persönlich nach Berlin überbracht werden.

Gesheimrath, Professor v. Dr. Günther in Leipzig hat am 1. April 1859 das Bürgerrecht der Stadt gewonnen und sich im Laufe eines halben Jahresbuchs um die Stadt verdient gemacht. Stadtrath und Statutenverordnete sprachen ihre Anerkennung dieser Leistungen in einer Adresse aus, welche dem Jubilär durch Abgeordnete beider Körperschaften überreicht wurde.

Personalnachrichten.

Die neuernannten auswärtigen Mitglieder der Akademie der Wissenschaften in München:

I. Klasse.

Dr. Karl Friedrich v. Nagelsbach, ordentl. Professor der Philologie in Erlangen.
Dr. Friedrich Engel, ordentl. Professor der oriental. Sprachen in Erlangen.
Mittelt, zu Neulach.

II. Klasse.

Dr. Joh. Friedr. Schm. Baummann, Geh. Rath und ordentl. Professor der philosophischen Fakultät in Göttingen.
Dr. Wilhelm Reber, ordentl. Professor der philosophischen Fakultät ebenfalls.
Dr. Karl Gustav Gaus, Geh. Medicinalrath u. in Dresden.
Dr. Christian Friedr. Schönbem, ordentl. Professor der Chemie in Paderb.
Dr. Wilhelm, Geh. Rath und ordentl. Professor der Medizin in Bonn.
Hans Gran, Professor der Chemie in Berlin.
Hilberts Candolle, Botaniker in Genf.
Wilhelm Carl Hartinger, Director der geologischen Reichsanstalt in Wien.
Dr. Karl Friedr. Naumann, ordentl. Professor der Mineralogie und Geognosie in Leipzig.

III. Klasse.

Friedr. v. Aufrich, Vorstand des Germanischen Museums in Nürnberg.
Dr. Julius Kieber, ordentl. Professor der Geschichte in Jena.
Dr. Georg. Geh. Regierungsrath, ordentl. Professor der Geschichte und Archäologie in Königsberg.
Dr. Leopold August Wankönig, Geh. Rath und ordentl. Professor des lat. Kirchrechts in Tübingen.

Festkalender.

Das eidgenössische Schützenfest in Zürich beginnt den 3., das in Bern und Schwyz den 10. Juli, beide endigen den 12. Juli.

Die zweite Feilung der Akademie der Wissenschaften in München erstreckt sich auf die Werke, welche der Verdienste der hervorragenden Männer gedenkt, die seit Gründung der Akademie ihrer zweiten — philosophisch-philologischen — Klasse angehört haben, worauf Archivar Dr. v. Hartlieb über das Leben derselben sprach und einen Überblick auf die gesamte Wissenschaft der zweiten Klasse warf. Die Akademie hat die Ehrenpreise zweien darauf an der 1. und 2. Klasse des Reichsarchivs; v. Hartlieb wurde im Herbstjahr „Devisus auf Solon“ aufgeführt. Der Vermittlung des 30. März wurde der Gedächtnis der Weiden und ihrer Kunstschätze gewidmet; ein Wahl, welches die Stadt der Verammlung im Rathhaus gab, schloß das Fest ab. Am Abend fanden sich die Akademiker und ihre Gäste, die Gelehrten der Behörden und andere Notabilitäten im glänzenden erleuchteten, mit Blumen und Girlanden geschmückten Rathhaus ein, wo bei Wein und Musik die feierliche Feierlichkeit ausbrach, wobei gesungen wurde und die musikalische Unterhaltung die Stunden verwichen.

In Schweden ist sowohl in der Hauptstadt, als in den Provinzen der 30. Jahrestag der letzten Verfassung am 13. März durch Festlichkeiten begangen worden. Die Beilegung war keineswegs allgemein, da Viele Anstoß an der Sache nahmen.

Vereinsnachrichten.

Ein Damenverein in Berlin, dem die Protection der Prinzessin Friedrich Wilhelm zugesichert ist, begründet ein Hof für kerkende Gouvernanten; die Prinzessin hat dazu einen Beitrag von 500 Thln. geleistet.

Der Verein adeliger Frauen zur Verbesserung des Guten und Nützlichen in Wien, der vom Hofe höchlichst unterstützt wird, hatte im vorigen Jahre eine Einnahme von 31,703 fl. und verwendete davon auf Arzeneien und Bekleidung erkrankter Armen 12,590, auf Aderwände 700 und auf sonstige Gutsleistungen 14,351 fl.

Die skandinavische Wandergesellschaft der Naturforscher und Aerzte wird in diesem Jahre keine Zusammenkunft halten, weil sich aber 1860 in Kopenhagen versammeln.

Unlücksfälle.

Der Berg, an dessen Abhänge das Städtchen Scaccia in der sizilianischen Provinz Girgenti liegt, ist am 2. März theilweise eingestürzt, hat viele Häuser getrennt und 21 von den Bewohnern derselben erschlagen.

Die große Pulvermühle zu Hounlow in England ist am 29. März in die Luft geflogen, wobei sieben Menschen einen tödtlichen, aber glänzlichen Tod fanden.

Das Brauhaus und die Vorräthe des renomirten Vokcellers von Starke in Mannheim sind am 28. März durch einen Brand zerstört worden.

Todtenhau.

Kürst Ferdinand von Trautmannsdorff-Weinsberg und Reichard am Kocher, ersterer Graf v. Münchhausen, geb. am 11. Juli 1803 in Wien, der seinen Vater 1844 im Majorat verlor und sich am 17. Juli 1854 mit der Prinzessin Maria Anna v. Reichart, Tochter des L. L. Generals der Kavallerie, vermählte, † am 31. März in Wien.

Henry de la Poer Beresford, dritter Marquis von Waterford, früher wegen vieler Schwänke und Streiche bekannt und der konservativen Partei angehörig, 1811 geboren, verunglückte am 28. März in Waterford in Irland auf einem Jagdtage, indem er von seinem mit gewundenen Pferde gegen eine Mauer gekehrt wurde und dabei tödtliche Verwundungen erlitt.

Johann Konrad Brudner, eidgenössischer Oberlieutenant, † in den letzten Tagen des März zu St. Gallen.

Joseph Dumont in Brüssel, ausgezeichneter Architect, der viele Kunstanstalten im Inn- und Ausland angeführt hat, Ritter des belgischen Leopolds- und des sächsischen Albrechtsordens, † erst 47 Jahre alt am 30. März in Brüssel.

Graf v. Harrowby, eine Tochter des Marquis von Bute und Schwester des berühmten Lord Harrowby, † Ende März in London; durch ihren Tod wurden viele der ältesten englischen Adelsfamilien in Trauer versetzt.

Mellin, konigl. preuß. Generalbaurichter und Direktor der 3. Abtheilung im Bundesministerium, † in der Nacht zum 2. April am Schläge in Berlin.

Graf Stanislaus Schladerdorff, Vizekönig der Niederlande, seitdem als französischer und holländischer, Erb- und Landbau-Director in Schlesien, Amtleiter a. d. S., † am 30. März in Breslau.

H. L. A. Schaffel, deutscher Dichter, † nach längerem Leiden am 26. März zu Weilmünster a. d. Ruhr.

Curt Wolf v. Schöning, konigl. preussischer Generalmajor und Stabschef der 1. Brigade, † 2. April zu Potsdam am Schlag.

Dr. Caslav Salomo Tillberg, Professor der Physik und Mathematik in Göttingen und Senior der Universität, an der er über 50 Jahre lang gewirkt, † 28. März alt am 26. März in Göttingen.



Briefwechsel mit Allen für Alle.

Sern M. I. in 2. — Wir können uns über G. Kinkel's Ansicht von Deutschlands nächster Zukunft eines beiseitenden Urtheils nicht erwehren. Fast scheint es, als ob mit der Trennung vom Vaterlande auch eine Verleumdung seiner Schürtheil und der eigenthümlichen Schläge eng zusammenhängen. Wann den nach 1848 Gelehrten der Part gemacht ist, sollen wir in einer deutschen Neuwahl sehen? Wo werden dann die Republikaner verkommen?
Sern B. G. in 2. — Von Karl v. Raumer's Geschichte der Pädagogik können Sie jeden der vier Bände einzeln kaufen; der 1. und 2. Band ist rein literarisch und wird für Sie von besonderem Interesse sein. Mit Betrachtungen über das Mittelalter beginnend, schreibt der Verfasser bis zu 3. 3. Heft vor; aber so gelehrt als die Nummer's Arbeit ist, werden Sie doch ant thun, andere Gedächtnisse danach durchzuforschen, so besonders Schiller.
Sern B. M. in 3. — Ihre Berechnung über die ungeheure Quantität Weizen, welche zu Bedeckung der 64 Heller des Schabretes erforderlich ist, ist in den von Ihnen gegebenen Spezialitäten nicht uninteressant, obwohl die Sache selbst eine allbekannte ist. Trotzdem würden wir das Fazit Ihrer Berechnung unseren Lesern gern mitgetheilt haben, hätte sich nicht bei Ihnen ein kleiner Rechnungsfehler von 9,223,373,085,429,774,817 Körner Weizen eingeschlichen, welcher Ihre ganze Zusammenstellung über den Haufen wirft.

Sern Dr. R. G. in 2. — Das Musterbuch der Renaissance, von einem Vereine namhafter Architekten mit einer Vorrede von B. Lübke herausgegeben, wird binnen Kurzem bei L. O. Meißel in Leipzig erscheinen. Es soll sich 1) nur mit Monumentalen aus den besten Perioden befassen — alle eigenen Gründungen werden ausgeschlossen; 2) soll es sich für die Wahl der Gegenstände an kein bestimmtes Terrain binden, sondern in unangefogter Form jede bevorzugte Stätte der Renaissance aufsuchen können, also sowohl Italien und Frankreich, als Deutschland und die Niederlande berücksichtigen, wodurch das Werk an Reichhaltigkeit und Vielseitigkeit eine hülfreiche interessante Vergleichs gewinnen wird; 3) soll es vorzugsweise Originalaufnahmen bringen, zu welchem Ende die Redaction neben ihren eignen Leistungen die Dienste einer zum Zweck angemessenen Mitarbeiterzeitung in Anspruch nehmen wird; 4) soll es die praktische architektonischen Interessen nicht mit den archaischen vermengen, sondern letztere bis auf eine kunsthistorische Einleitung ganz ausschließen, um sich eher mit um eudischerer Ausprägung widmen zu können.

Sern E. S. in 2. — Sie müssen wohl unterscheiden zwischen Jean Baptiste und Jean Jacques Rousseau; der Erstere ist ein französischer Dichter, der 1741 starb, Jean Jacques ist der bedeutende Philosoph. Untersuchen Sie ihn nicht: ein Mensch, wie er wird von allen Seiten beachtet, vor allem aber nicht aus seiner Zeit herausgerissen werden, in der er dastet als ein Prophet der neuen Zeit. Jean Francois Xavier Rousseau, der 1808 starb, war ein französischer Diplomat und Generalconsul in Bagdad und Västana; er lebt außer allem Bezug zu den zwei genannten. Außerdem gibt es noch einen L. F. Rousseau Jean Baptiste Rousseau und Samuel Rousseau, Buchdrucker in London.
Häulen R. S. in 2. — Ein Lebensbild und eine Charakteristik Wilhelm's v. Humboldt finden Sie in Rudolph Ham's meisterhafter Arbeit; und nicht Humboldt allein lernen Sie kennen, sondern fast alle bedeutenden Männer jener Zeit, mit denen er als Staatsmann und Gelehrter verkehrte. Ueber den Adel hat er sogar ein feierliches, unbefangenes Urtheil, als der Minister Stein; Ham kommt ausführlich darauf zu sprechen.

E. G. G. in 2. — Unsere Ansicht über die „Neapolitaner“, angewendet auf die staatlichen Zustände Deutschlands, finden Sie in Nr. 822 unserer Zeitung.
Sern G. B. in 2. — Es laufen täglich Fragen an uns ein, die durch das Brochhaus'sche Real- oder Pictorial-Universallexikon Ihre Beilegung finden würden; wir vermehren Sie auf eine dieser Weise, welche ausführliche Beilegungen über verübte Verbrechen, deren Geburts- und Todesorte enthalten. Auch die bei Karl v. Verd in Leipzig erscheinenden „Männer der Zeit“ werden Ihnen genutzliche Auskunft geben.
Sern H. R. in 2. — In einer der nächsten Nummern werden Sie Ihren Auftrag abgehandelt finden.

Sern K. M. in 2. — Eine neue Oper von Flotem, deren Text von Tieck und Musculat bearbeitet, wird in diesem Monat zur Aufführung kommen.

E. D. in Frankfurt a. M. — Ihre Mittheilung sind von uns sofort angeteilt, als daß wir uns zum Abdruck derselben entschließen konnten, auch Redaction und Schilberungen bekannter Gegenstände eignen sich nicht für unsere Zeitung.

Sern Dr. in 2. — In unseren vortheilhaften Mittheilungen ist schon darauf hingewiesen, daß die neue Kals- und Bestmahlzeit mit Hilfe zweier Anaben oder vier unter Beistand von einem Anaben, wenn die Maschine mit Dampf geht, so viele Bogen fälscht und zugleich auch bestet, als man in gleicher Zeit mit einer Schnellpresse zu drucken im Stande ist. — Der Erbauer dieser Maschine ist Herr Zuhlgere-Ritter in Frauenfeld bei Zürich. Werden Sie sich an denselben wegen Preis und Lieferung.

Im Laufe des Monats erscheint und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Aus dem Leben eines Musikers.

Von

J. C. Lobe.

Inhaltsverzeichnis.

I. Mein erstes Auftreten als Virtuos.	VIII.
II. Meines ersten musikalischen Werkes Aufführung.	IX.
III. Meine erste Oper.	X.
IV. Die Probe von Turandot.	XI.
V. Gespräch mit Hummel.	XII.
VI. Gespräch mit Goethe.	XIII.
VII. Gespräch mit Zelter.	XIV.
VIII. Gespräch mit Goethe.	XV.
IX. Eine Philopica.	XVI.

Preis 1 1/2 Thlr.

Der Bildungsengang des als Virtuos, Komponist, Theoretiker und abentheuerlicher Schriftsteller bekannten Professorens Lobe, der in allen genannten Fächern fast ein reiner Universalist ist, war ein so eigenthümlicher und in vieler Beziehung belehrender, daß auswendig Musiker und Musikreife seiner Kunsterlebensgeschichte mit Beilegung folgen werden. Musiker, die mehr oder weniger auf Selbstbilden angewiesen sind, gibt es viele, aber wenige darunter haben Muth und Beharrlichkeit genug, die Mittel aufzufinden und gebrauchen zu lernen, welche die entgegengesetzten Hindernisse zu überwinden vermögen. Es ist mit der Zeit des Verfalls, durch das Personal seines Lebens die Fäden, gegen die eine Schwäche und gegen feindliche Verhältnisse zu kämpfen. Ausserdem bringt das Buch Erinnerungen an Weimar, dem Geburtsort des Verfassers, die ein allgemeineres Interesse beanspruchen dürfen. Und so hoffen wir, daß die Werke, unterhaltend und belehrend zugleich, den Beifall der Musikfreunde in einem Grade gewinnen mögen, der uns ermuntern kann, diesem ersten Bande einen weiteren folgen zu lassen.

Leipzig, Verlag von J. J. Weber.

Illustrirte Zeitung, am 9. April 1859.

Wochenkalender.

1859	Brotkranten	Katboiten	Düßen und Orichen	Zuben	Zürfen
April			1859	5619	1275
10. S.	J. Indica	J. Indica	29. 5. Salicent.	Milan	Namaban
11. Zw.	Zulfus	Geo F. 189.	10. Zeb. Rilm.	7.	7. (v. 5.)
12. C.	Ganduchis	Zulfus, 189.	31. Sonat us	8.	8.
			Auerl	9.	9.
13. Sw.	Infinius	Ermeneid 1 m.	1. Enao	9.	
14. D.	Infinius	Izburitis	2. Zuio	10. Gaßen	10.
15. B.	Fatenus	SchP. 7. 1 m. 129A.	3. Job. u. Ggr.	11.	12. Tichuma
16. E.	Naren	Tucruco us	4. Sd. gr. Süß.	12.	13. Gl. Tag.

Astronomischer Kalender.

1859. März.	Sturmzeit im ersten Wittrage	Reimination der Sonne nach mittl. Zeit	Ränge	Breite	Aufgang	Untergang
10	1 ^h 12' 37"	12 ^h 1' 9"	110 ³	+ 3° 10'		2 ^h 20' 19"
11	1 16 33	12 1 10	124	2 5		2 55
12	1 20 30	12 0 54	138	+ 0 52		3 15
13	1 24 36	12 0 38	152	- 0 23	am Tage	3 35
14	1 28 23	12 0 22	166	- 1 37		4 50
15	1 32 19	12 0 7	180	- 2 45		4 5
16	1 36 12	11 59 52	194	- 3 42		4 20

Sonnenaufgang 5 u. 10 M. Sonnenuntergang 6 u. 50 M.
 Erstes Viertel den 10. April 12 u. 10 M. Mittags.
 Mond in Grönäbe den 11. April 11 u. Abends.
 Mond im Aequator den 15. April 2 u. früh.

Witterungsbeobachtungen zu Leipzig.

1859. März	Barometer auf 0° redu- cirt in pariser 8 ubr 1 ubr 6 ubr 9 ubr 12 ubr 12 ubr				Thermometer nach Baum- m. nach Baum- 8 ubr 1 ubr 6 ubr 9 ubr 12 ubr 12 ubr				Wind- richtung
	8 ubr	1 ubr	6 ubr	12 ubr	8 ubr	1 ubr	6 ubr	12 ubr	
27	331,40	331,96	332,03	332,03	+ 6,0	+ 7,0	+ 6,4	+ 6,5	NW
28	332,41	331,41	330,17	330,17	7,0	12,0	11,8	10,0	SO
29	330,80	331,12	332,39	332,39	8,0	15,1	12,2	12,3	SO
30	325,17	327,38	324,16	324,16	8,0	15,1	9,6	10,9	SO
31	327,48	329,14	330,50	330,50	0,2	3,2	2,5	2,0	NW
April									
1	334,29	334,89	335,60	335,60	+ 3	4,0	3,0	2,5	NW
2	335,59	334,72	333,89	333,89	+ 2,2	+ 6,2	+ 4,4	+ 4,2	SO

Die österreichische Kaiserstadt.

Vielleicht bei keiner zweiten großen Stadt wird sich so oft wie bei Wien die Erfahrung wiederholen, daß Besucher, welche es zum ersten Male sehen, sich in ihren Erwartungen völlig getäuscht erklären. Wir sprechen hier nicht von jenen lebenswürdigen Reisenden, deren Natur die Bemerkung von etwas Nistendem überhaupt widerstrebt, die als Berliner überall die Linden und Kroll, als Dresdener die Terrasse und Emil Devrient, als Hamburger das Alsterbassin und Wilken's Keller, als Münchener das



Hofbrauhaus und die Vinatothek, als Strahmwirler ihre heimliche Kirchhofsrippe vermessen. Auch die glücklicherweise doch viel größere Klasse von Leuten, welche mit dem aufrichtigsten Wunsche, sich an Allem zu erfreuen, auf Keinen geben, die ohne Alles oder mit günstigem Vorurtheil die vielerleuchtete Stadt an der Donau betreten, pflegt, wenn der fernbekannte dreitägige Aufenthalt zu Ende ist, mit einer gewissen Verlegenheit zu erklären, das sei wol Alles recht schön, aber — man hätte sich doch eine ganz andere Vorstellung von Wien gemacht. Die Wiener lieben solchen Ausrufern gewöhnlich ebenso vergeltend gegenüber: sie selbst lieben ihre „Kaiserstadt“ mit solcher unbedingten Hingebung, daß sie nicht recht begreifen, wie man an derselben etwas ausstellen könne, und so helfen sie sich meist damit, im Sommer zu sagen: „Ja, nach Wien müssen Sie im Winter kommen, im Sommer ist ja kein Mensch da!“ — und im Winter: „Aber im Sommer ist's wol schön hier, die Umgegend, die Landpartien . . .!“ Wer aber nicht in Wien geboren ist, selbst den Affinitätsionsproceß durchgemacht hat, der jagt dem fremden Tadler: „Wien muß man länger kennen als drei Tage, in Wien muß man leben.“ Und da hied in der That das Geheimniß. Wien übt bei längerer Befanntschaft einen ganz eigenthümlichen Zauber aus, dem sich nicht leicht Jemand entzieht; mag man fortwährend Hunderterlei vermessen, hunderterlei anders wünschen, man trennt sich doch nur höchst ungern, und gerade Diejenigen, welche anfangs am meisten auszuweichen fanden, zeigen gewöhnlich nachher die treueste Anhänglichkeit. Es ist ein Gefühl der Bezaglichkeit, das sich unter demacht; morin es liege, das ist schwer nachzuweisen — aber läßt sich beim niemals die Liebe mathematisch beweisen, auf Grund und Ursache zurückführen? Nicht dieser oder jener Zug ist's, der uns an die Geliebte fesselt, wir lieben sie, wie sie eben ist, mit ihren Vorzügen und Mängeln. Viel leichter läßt sich ermitteln, weshalb die Stadt bei flüchtiger Befanntschaft selten befriedigt. Vielleicht gelingt es uns, in den nachfolgenden Skizzen manche von den Licht- und Schattenseiten der österreichischen Kaiserstadt dem Leser prägnant vor Augen zu führen. Vor Allem aber drängt sich dem Bilde die Erinnerung auf, daß es kein prachtvolles Geblecht war, welches hier seine Kesseln aufstellte, daß bis auf die jüngste Zeit die schönen Künste bei den Habsburgern mit wenigen Ausnahmen keine Pflege fanden, und darin werden wir immer den ersten Grund zu suchen haben dafür, daß Wien durch den Vergleich mit Berlin, München, Dresden so sehr verliert.

Der erste Eindruck also thut's hier nicht; und dennoch hängt auch hier von demselben viel ab. Man muß Wien zuerst in Sonnenschein, bei heiterm Himmel sehen. Da wimmelt es, gleichwohl ob Sommer oder Winter, in allen größeren Gassen von geputzten fröhlichen Menschen, die uns an das „Alle Tage ist Sonntag“ gemahnen; die prächtigen Karosien, so leicht und elegant gebaut — eine der wenigen Industrien, in welchen Oesterreich jetzt und schon längst einen höchsten Rang behauptet — rollen in langen Reihen hin, schöne mutige Hösse, wozin man blickt, selbst vor den Mietwagen, deren ärmlichste noch immer nicht mit so elenden Kleppern bepannt sind wie man in anderen Städten auszuwechsellagern zu diesem Dienst verwendet. Dafür haben hier auch die Fächerläule wie ihre Kenner einen Ehrgeiz, von dem z. B. des Berliner Fächerhändlers Seele nichts weiß: sie nehmen den Wettkampf mit den stolzen Gepanzen an, und es ist eine Zeit, zu sehen, wie sie mit ruhiger Ruhe durch das dichteste Gewühl steuern. Da stobt die athemlose Hatz, mit welcher Alles dem Vater zutreibt — denn es gilt, die wenigen Augenblicke warmen Sonnenscheins zu benutzen —: ein Stellwagen lenkt bebödig aus der Nebengasse ein, schwerfällig rumpeln die großen gelben

Eisenbahnomnibüs heran; dort freust ein eigenthümliches Aubermot die große Bahn, der Aufsteher mit silberborbirtem Dreimalter, und drinnen Platz an Platz Männer mit orangefarbenen Kragen, eine Labung Briefträger, welche am Anfange einer Vorstadt ausgelegt werden und sich dann eilig über dieselbe zerstreuen. Halt! Alle Zubrweie weichen aus, die Fußgänger bleiben stehen, es wird freie Bahn für ein Sechsgewinn von Schimmel, das wie spielend mit der dunkelblauen und vergolbten Aufsteie dachbraut; die schwefelgelben Wägen leuchten, die Kaiserin neigt sich mit freumblichem Lächeln — vorüber ist die Erscheinung und hinter ihr schiebt sich wieder das Getümmel. Wieder allgemeine Aufmerksamkeit, diesmal aber nur der Neugier: ein Omnibus der Westbahn drängt sich durch, den Einheimischen noch immer ein Gegenstand des Staunens wegen der Bemalung in hellen Farben, wie wegen der Außenpläge, die wie zum Hohn auf die Jahreszeit jetzt mitten im Winter hier eingeführt wurden. Ist die wilde Raad vorüber, so wenden wir einen Wld auf die Spaziergänger. Wir brauchen der Welt nicht zu erzählen, daß Wien reich ist an schönen Frauen; aber auch die minder schönen tragen sie mit seltenem Geschmacke und wissen mit angeborener Koeletteier jeden Vortheil für die Erscheinung zu benutzen. Der Neuling kann glauben, sich von lauter vornehmen Damen umgeben zu sehen, mit der Zeit schärft sich der Wld, aber der Glaube an schlechte Zeiten wird durch all das kostbare Pelzwert, die rauchende Seie gerüthlich erfüllt. Mit Pelsen wird hier neuerdings ein fabelhafter Umsatz getrieben: Widwunden, Palatinen, welche fast die ganze Gellast verülln, Wufs von drei Schuh im Durchmesser werden, fäher nicht zum Vortheil der Gesundheit, bei drei oder vier Grad Kalte frozieren geführt. Schenkt aus den Schauensertn einen Wld. In allen belebten Theilen der Stadt und der bedeutenden Vorstädte haben Handel und Industrie Ansat von dem ganzen Erdgloß, dieselbe auch schon von den höheren Etagen Reiz genommen, und die Auslagen bilden eine permanente Ausstellung alles Dessen, was die Kauflust reizen kann. In der Kunst des Arrangements haben unsere Handwerker, seitdem sie sich fleißiger im Auslande umhauen, große Fortschritte gemacht, und drapieren die Stoffe und Teppiche, bauen die Pretiosen, die Parfümieriendaren, die Silber- und Porzellangehörthe u. s. w. jo vortheilhaft und maulerisch auf, daß ihnen hierin schwerlich andere Großstädte den Rang ablaufen.

Und nun machen wir einen Gang vor die Burg hinaus, schreiten rechts zum Parade-gärtchen aufwärts und treten an die Brüstung der Balustrade, an welche die Zerstörung noch nicht ihre Hand gelegt hat. Vor uns liegt das Glacis in seiner breithellen Ausdehnung, von einer Reihe städtischer Säuler begrenzt; darunter das durch einen solofalen Globus gekennzeichnete Geographische Institut und das „Kriminal“ mit seinen troigenen Zählern. Eine stämmige Schneedecke ist über die Fläche ausgetreitet; links schaut die schöne Kuppel der Marktskirche herüber, rechts sehen wir die Fels der Votivkirche emporragen und über dieselbe das Schwarzspanierhaus und die Anfänge Neuwieds hinweg die weißverfallenen Säulter des Kahlen- und Leopoldsbereichs. An der Krüme, wenn alle ferneren Punkte noch von dem golddurchsimmerten Dufte des Wintermorgens umflossen sind, steht man von allen Seiten her ununterbrochene Prozeffionen kreuz und quer über das Glacis hinein, schwarze Strahlen, die am Schotten-, Franzens- oder Burghor zusammenlaufen. Das sind die Komptoristen, Ladenbesitzer, Hausfuchse, die unteren Beamten der kaiserlichen und städtischen Behörden, die Studenten, die Unmäßigen, welche von früh bis spät in der innern Stadt beschäftigt sind, aber in den Vorstädten wohnen — denn wer, er zähle denn seine Jahres-einnahme nach Tausenden, kann ein Quartier in der Stadt erwindigen? Und Abends wird die weiße Fläche von ebensoviele Schritten leuchtender Demanten überpannt, den Ketten von Gasflammen, welche die Fahr- und Fußwege über das Glacis bezeichnen — ein Anblick, so reizend man ihn sich nur denken kann.

Zu allen diesen Bildern aber gehören wie geistig heiterer Himmel, Sonnenglanz und Windstille. Aber die Vereinigung dieser drei Elemente gehört zu den seltensten Gaben. Auf der Grenze zwischen Spätherbst und Winter liegt es die Donau uns ihre Nebel zu senden, Nebel, nicht so gelb und nicht ganz so überreichen wie die Londoner, aber ebenso dicht und sicher ebenso schädlich für die Gesundheit. Dann beginnt der Dyrbus, der leider regelmäßig einbrechende Gass, seine verwerbernde Thätigkeit! Um wie anders schauen die Straßen jetzt aus! Kein buntes fröhliches Gewühl nimmt unsern Fuß gefangen. Jedermann eilt unmutig über die, im Nu mit schlüpfriger Rothdele überzogenen Straßen hin, man behält Muffe, die Häuserreihen zu betrachten, und haunt, sie jetzt, da sie nicht von der Sonne vergolbet werden, der Mohnzahl nach so pilbsirlos und langweilig, aller architektonischen Schönheit baar zu finden, in nächster Umgebung der frequentesten Stadttheile auf Gegenben zu stoßen, die in seinem Marktsteden die Harmonie stören würden, Häuser, deren Dach ein großgemachener Mann mit der Hand erreichen kann, schumigige, versallene Barraden. Und nun entbieten wir auch, daß das Steinfeld in Wien noch ein Lurusartitel ist, daß wichtige Verberber, aber der Vorstädte von Anfang bis zu Ende nur mangelhaft haussirt sind und durch einen heißen Tag in undurchdringliche Sumpfe verwandelt werden. Kommt der Abend, so wahrde keine Gießer. Kinsterniß liegt auf Gassen und Plätzen, sobald die Kaufläden sich geschlossen haben, denn ihnen fällt der größte Theil der Beleuchtung zu: der Gaslaternen sieht viel zu wenig, ihr Licht viel zu schwach, um weiter, als im Umkreise von wenigen Schritten Helle zu verbreiten. Das stote Fahren, an dem wir unsere Freude hatten, wird zur verhasstesten Plage für Jeden, der sich seiner eignen Füße bedienen muß; du willst den Stephanstapf freuzen — aber vor dir ist absolute Nacht, du hörst von rechts und links, von vorn und rückwärts das Rollen der in scharften Trabe fahrenden Wagen, dumpf und undeutlich nur, da die Schnee- und Schmutzdele den Schall dämpft. Jetzt glaubst du eine Lücke in der Kette zu erspähen, welche vom Dyrnbaue, vom Burgtheater, von verschiedenen Ball- und Vergnügungssalonen her auf diesem Plage ineinander rollt: ein hübscher Sprung! — Hah! er erschallt es nicht neben dir, und du fühlst den warmen Hauch der Berde. Danke Gott, wenn es dir noch gelingt, dich an einen Laternenpfahl anzuklammern und in dessen Schutze den Augenblick zu erspähen, wo du deine gefährliche Expedition fortsetzen kannst.

Und heugt kein Nebel, fällt kein Regen, so macht sich der Wind auf, von Süden, vom Markt her zweigen sämmtner und Steirische Alpen hindurch sich zu uns Bahnen brechend ober nördlich über das Marchfeld daherbraufend. Mag er über Schneefelder schneidende icht herankommen, mag er den aus schardtängigen Krißallen bestehenden Staub über das Glacis und durch die Gassen vor sich walzen, ihm verbanken wir den zweiten bösen Kunden, die Zuberfuleio, welche jährlich jachloffe Opfer fordert. Immer ist er trocken, verjengt das Grün, dörrt die Lungen aus.

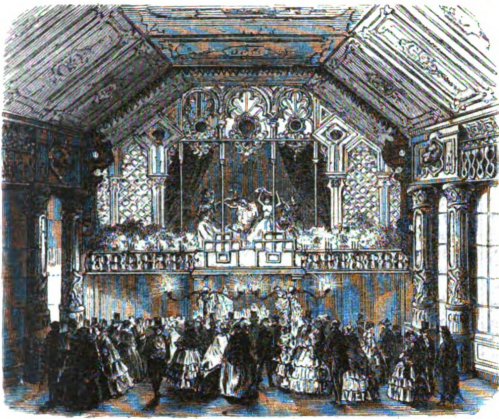
Erst im Januar pflegen mit strengerer Kälte auch klare, heitere Tage einzutreten, indessen sind wir seit Jahren schon aus aller Witterungsordnung gekommen.

Die Winterferien beginnt in Wien etwa zu Ende October. In der letztere Monat noch schön und warm, so verlängert herrt ein jeder den Aufenthalt auf dem Lande, sei es in der nächst Umgebung, sei es auf Landstücken in Steiermark, Böhmen, Ungarn u. s. w. Manche Familie ist auch gezwungen, „am Land“ auszuhalten, ohne Rücksicht auf die Witterung. Die schrecklichste gedachte Wohnungsnoth hat unsere, wie überall industriellen biedereren Landbewohner die Entbedung machen lassen, daß während des Sommers einer zwei oder drei dritteltheil Zimmer mit einem Stüchden Gartenland ebensoviel werth sind, wie im Winter eine Etage in der Stadt, und ist auch in allerneuester Zeit ein kleiner Rückgang in den Preisen von Landwohnungen zu bemerken, da die Finanzsalamitäten die Nachfrage verringert haben, so bleibt doch das Wohnen „am Land“ ein wirklich kostspieliges Vergnügen. Derselben ganz zu entsagen, wird uns sehr schwer; Familien sind beinahe direct darauf angewiesen, wenn sie ihren Kindern den Aufenthalt in gesunder Luft gewähren wollen. Da ist denn ein wirkliches Nomadenleben keine Seltenheit mehr: man nimmt zu Michaelis eine Stadtwohnung, die man aber gleich beim Eingange wieder aufkündigt, um das ganze Sommerhalbjahr in Döbling, Högelsdorf oder St. Veit zuzubringen.

Wien ist in Wien etwa vom Allerseelentage an, an welchem die Friedhöfe zu besuchen fromme Sitten und Mode ist. Wir haben seine schon gelegenen, mit Geschmack und Sorgfalt gepflanzten Begräbnisplätze, wie andere Städte nur der evangelischen, erst im vergangenen Frühjahr vor der Kapuzinerborfer Linie angelegt, verprieht eine Ausnahme von den fahlen Todtenfeldern zu machen. Mancher berühmte Tote hat seine Ruhestätte wol in reizender Umgebung gefunden, wie Venau und Hammer-Burgthal in Weibling, Collin in Gerstbof, Zacharias Berner in Brunn — lauter Plätze, stundenweit von Wien entfernt und daher im November nicht wohl zu besuchen. Dafür pilgern, wenn das Wetter irgend günstig ist, Hunderte und Tausende nach der Schmalz, vor die Währinger Linie u. f. w. hinaus, um die Gräber mit Blumen zu schmücken. Während der ganzen Woche brennen „Grablaternen“, die in jener Zeit „in den geschmackvollsten Formen“ von den Socialen und Glasbählern in allen Zeitungen zum Kauf und zum Verleihen ausgeben werden. Eine fürchterliche Sitte besteht darin, alte Weiber für Geld an den Gräbern beten zu lassen; die Gemoethen läßt Niemanden daran Anstos nehmen, sonst müßte wahre Trauer durch die gleichgiltigen Gesichter und das einbüßende Geklapper dieser modernen Klageweiber aufs Empfindlichste verletzt werden. Der Friebof im Dorfe Währing sieht an diesen Tagen, wie während der Heißezeit, auch viele Besucher, von welchen kein Verwandter oder Freund dort ruht; sie suchen die Stätten, wo Beethoven unter Trauerweiden ruht und Franz Schubert's Grab durch seine Wäste in wenig malerischer Tempelnische bezeichnet wird. Am 2. Nov. ist auch die Kaisergruft im Kapuzinerkloster geöffnet, und wird von Einheimischen und Fremden viel besucht.

Nachmittags zu den Gräbern, Abends in's Theater, das ist allgegenwärtige Erdrung für den Allerseelentag. Dann wird in fünf oder sechs Theatern, der Müller und sein Kind* von Raupach gegeben, der sich wol die Art von Popularität seines Stüdes früher nicht hätte träumen lassen. Bekanntlich spielt der Aberglaube, daß man am Allerseelentage um die Mitternachtsstunde auf dem Kirchhofe die Gestalten der Verstorbenen erscheinen läßt, welche im nächsten Jahre sterben sollen, eine wichtige Rolle in dem Stüde, und dem verbannt es eine Beliebtheit, gegen die seit Jahren mit allen möglichen Gründen vergeblich angeknüpft wird. Eine gefährliche Nähe für mehr Friebshöfe sind die meinbaubenden Dörfer, in deren Wirthshäusern gerade um jene Zeit der „Seurige“ geisticht wird. Das süßlaure Getränk schmeimt das Memento mori gränlich lebhaft und von neuem Reiz umflossen erscheint das „doch schöne Weib“ vor den Augen still und laut vergnügter Zecher. Wir behalten uns vor, bei besserer Jahreszeit einmal dem Zuge zu folgen, welcher den immer sprudelnden Quellen jungen Weines und fühlen Vieres jenseits der Linie auftritt; für heute blatten wir den Theatern einen Besuch ab, die während des ganzen Winters einen so bedeutenden Faktor des öffentlichen Lebens in Wien abgeben. Biegen wir in die Kaiserstraße ein, wo ein sich durch nichts auszeichnendes Gebäude den Josephstädter Kunststempel birgt. Die Theaterlust der Wiener ist vorzüglich geworben, was eine im Jahre 1832 erschienene Beschreibung von Wien in dieser Beziehung bemerkt, „die Theater werden, vorzüglich wenn ein neues Stüd das schaulustige Publikum lockt, in solcher Fülle besucht, daß eine große Menge wieder unbefriedigt davon gehen muß“, hat wie damals schon früher seine Anwendung gefunden und findet sie heute nicht minder. Aber dieses Theater in der Josephstadt scheint unter der Wirkung eines Fludes zu leiden. Seine Geschichte ist ein steter Wechsel zwischen kurzer Blüthezeit, langem Siechtum und Bankrott. Wer hat nicht schon alles den Bann zu brechen versucht! Auch Soltei wollte einst den Karren aus dem Schmutze ziehen — mit welchem Erfolge, ist in seinen Memoiren nachzulesen. Und heute heilt die Sache wieder so ziemlich auf dem alten Fied. Das Theater erfreut sich zweier großer Vortheile: einer unbedingten Konzeption, der weiteilen unter allen Privattheatern Wiens und eines sehr leicht zu betriedigenden Publikums. Aber eben diese Vortheile sind wol zugleich die Klippen für die Direktionen: die Freiheit verleiht sie, in allen Genren herumsublettiren, anstatt eins von ihnen mit aller Kraft zu pflegen, und auf die Vergnügung der Bewohner der Josephstadt und des Schottenfeldes wird in so unverantwortlicher Weise losgefündigt, daß bald aus einem andern Theile der Stadt sich Niemand mehr dahin verirrt, und endlich auch jene ausbleiben. Wir haben Vorstellungen von viel-eicht einem Duzend zahlender Zuschauer beigegeben, Vorstellungen, bei denen das kleine freundliche Haus das Bild der schauerlichsten, tröstlichsten Oede bot.

Ein kurzer Spaziergang über's Glacis und wir sind im Burgtheater, dem dunkelsten, schmuddeltesten, ärmlichsten aller deutschen Hoftheater. Wie taub und winstlig die Gänge, wie eng die Stiegen; die kolossalen traugriechbraunen Thüren klopfen an und keine sagt, wohin sie führe. Im Weußern hat sich seit hundert Jahren kaum etwas geändert, desto mehr im Innern, denn von der Höhe seiner einstigen künstlerischen Bedeutung ist es, so versichert uns die alten Wiener, tief herabgesunken. Wir kennen die alten Zeiten nicht und dürfen daher nicht widersprechen; aber sollte es nicht damit dieselbe Bemerktheit haben, wie mit der guten al'en Zeit im Allgemeinen? Wir wollen einen unverdächtigen Zeugen hören: Eduard Devrient. Von der Zeit, welche man heute in Bezug auf das Schauspiel in Wien die goldne nennt, der Zeit der Brodmann, Hausleiter, Sophie Schröder &c., sagt er (Geist. d. d. Schauspielfunst III. 317): Es gelang nicht, die Tragödie zu der Uebereinstimmung in Geist und Form zu bringen, welche das



In Dan's Elysium zu Wien.

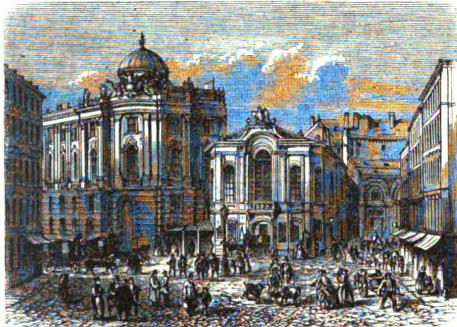


Das Kartheater in Wien.



Der Sophienaal in Wien.

Burgtheater im bürgerlichen und seinen Konversationsstade behauptete. Das Theater ist aber überall, auch ohne es zu wollen, der Spiegel des Lebens, der wiener Geist aber war weniger geneigt, eine ernste, gedankenvolle und erhabene Anschauung menschlicher Dinge zu nähren, als sich an der gemütlichen Wärme des umgebenden Lebens, an der Feinheit und Eleganz vornehmer Erscheinungen zu erfreuen. Das trifft auch heute noch den Nagel auf den Kopf: auf den Gebieten des bürgerlichen Trauerspiels, des feinen Lustspiels erleben wir fortwährend musterghilte Vorstellungen und lassen Darstellungen der Tragödie höhern Stils strengere Anforderungen häufig unbefriedigt, so stehen doch auch sie, das beständige uns erst jüngst ein ausgezeichnetes und urtheilsfähiger fremder Künstler, noch immer als die relativ besten in Deutschland da. Noch ragt manche alte hohe Säule der dramatischen Kunst, ein Anshup, Richter, Varnke, Löwe, und an sie reihen sich, mehr oder minder ausgezeichnet, in der Tragödie die Damen Mettig, Gebbel, Rudloff, Vogner, die Herren Joseph Wagner, Sonnenbal, Lewinsky, im Schau- und Lustspiel Amalie Garsinger, Marie Böhler, Friederike Hofmann, Beckmann, Baummeister, Meirner und eine Menge der tüchtigsten Kräfte in zweiter und dritter Linie. Auch bewährt sich das merkwürdige Sprichwort dabei, daß wer schimpft, auch kauft: wenn sich die Leute auch noch so unzusammen anstellen, das Haus würde allabendlich gefüllt sein, wäre es doppelt so groß als jetzt.

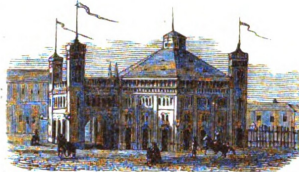


Das Burgtheater und die Winterreitschule in Wien.

Das Kartheater — man braucht das Wort nur zu nennen und jedes Wiener's Gesicht verklärt sich. Ganz Wien ist verliebt in das Leopoldstädter Theater im Allgemeinen und in den Direktor derselben, Nestroy, im Besondern. Als wollte es ihn für die Unbill entschädigen, welche er vom verstorbenen Karl (Bernbrunn) erlitten, trägt das Publikum den Mann förmlich auf den Händen. Es sei uns hier noch einmal erlaubt, ein Wort Devrients zu zitieren: „In keiner Stadt Deutschlands war diese Anhänglichkeit (des Publikums) so groß und so unverwundlich (wie in Wien). Der Künstler, der eine Reihe von Jahren dem Publikum gefallen hatte, war ihm zu einem Familiengliede geworden, das man, selbst wenn es dumme Streiche macht, nicht im Stich läßt. Diese Art von Pietät für die Personen, denen man Erheiterung, Erquickung und Erhebung verdankte ... wenn sie auch dem Fortschritte der Kunst vielfach hinderlich war, blieb immer ein schönes Zeugnis für die warme und treue Empfänglichkeit der Wiener und ein Quell steter Kräftigung und produktiver Stimmung für die Künstler.“ Das ist von einer Zeit von 60 Jahren gesagt; aber daß es noch heute so ist, lehrt vor Allem das Beispiel Nestroy's. Jedes Auftreten wird für ihn zum Triumphe, und wir hätten beinahe die drohende Kriegsgefahr vergessen über der Beförderung, ob Nestroy die Richtung des Theaters auch ferner behalten werde oder nicht. Das Kartheater ist recht eigentlich der Erholungsort ganz Wiens im Winter; alle Stände, alle Rangklassen hängen

gleich treu an ihm, wenn auch in einem gewissen Grade die Börse dominiert.

Das Theater an der Wien hat seine ehemalige Bedeutung eingebüßt. Die Räume, in welchen einst der Mann wirkte, der dem guten Schifaneder, nach dessen eigener Versicherung, den Zauberkolontert „doch eigentlich verdorben hatte“, wo vor anderthalb Dezennien noch Jenny Lind die Wiener entzückte, sind jetzt der Zummelplatz des sogenannten Volksstückes, traurige Kopien nach Raimund. Fast hätten wir unsere große Oper vergessen! Das Bemerkenswerthe an derselben ist die Unerklichkeit ihrer Geldmittel, denn neben einem Personal wie Dufmann, Meyer, die Tietjens, die Chillas, Ander, Bed,



Der Circus Ring in Wien.

Schmid u. f. w., erhalten noch fortwährend entbehrliche Gäste für einige Monate wahre Ministergagen. Auch werden da mitunter neue Opern in Szene gesetzt, doch zieht man es im Allgemeinen vor, den Geschmack am guten und schlechten Alten zu nähren.

Die Theater haben uns viel Raum weggenommen, doch nicht mehr, als ihnen ihrer Bedeutung für Wien nach zukommt. Ihnen in der Gunst des Publikums zunächst steht die Ring'sche Kunstlerergesellschaft, welche fast jeden Winter in dem eignen schönen Zirkus Vorstellungen gibt, denen namentlich auch der Hof ganz besondere Aufmerksamkeit

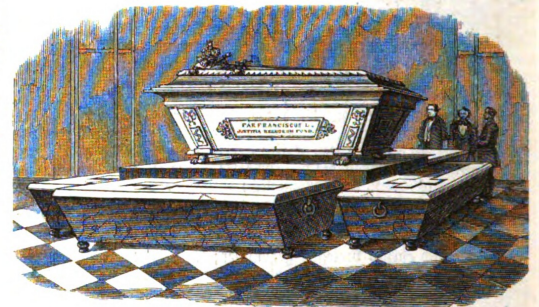


Beethoven's Grabstätte auf dem Friedhof in Währing.

keit widmet. Und hier sei auch des einzigen originellen Vergnügungsortes gedacht, welchen Wien besitzt, des unterirdischen „Elysiums“. Die weitläufigen Kellerräume unter dem St. Anna-gebäude werden in der phantastischen, glänzenden und burlesken Weise ausgeschmückt als Tropfsteinhöhlen, Kristallpalast, tropische Wildnis, Serail u. dergl. m.; Schaustellungen aller Art reihen sich an einander, komische Maskenzüge durchwandern das Labyrinth, und in einer zum Erschrecken eingerichteten Atmosphäre sitzt und schmaust und raucht der gemütliche Wiener halbe Nächte lang.

Die Adventszeit ist die eigentliche Konversationszeit; denn bald nach Weihnachten, das besonders seit Einführung der nordischen

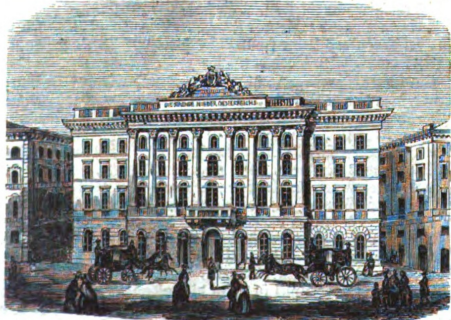
„Tannenbäume“ immer mehr soziale Bedeutung gewinnt, hat die Welt nur noch Sinn für den Fasching, obwohl der ganze Reiz desselben in Vällen besteht. Karnevalslust, wie in anderen Gegenden, kennen wir nicht; vor allem sind derselben die politischen Verhältnisse nicht günstig. Einzelne „Künstlergesellschaften“, wie die Aurora, der Hesperus, versuchen wol, karnevalistische Sitten bei uns einzuführen, bis jetzt aber mit wenig Erfolg. In einem andern Verein, der „grünen Insel“, ist immer Fasching: gelesene Leute spielen dort mit komischem Gesche „Ritter“, eine unschuldige Spielerei, wie sie außerdem wol nur noch auf Universitäten vorkommt. Aber getanzt wird erstaunlich viel. Schon lange vor Beginn der frühlichen Zeit sind die wenigen größeren Lokaltäten, wie der Redoutensaal in der Burg, der schöne Sophienaal, eigentlich ein Vollbad, das abgelassen und gedekt wird, Sperl und Schwander fast für jeden Abend vergeben, man tanzt nach Kasten, Fakultäten und Nationalitäten. Selbst im Irrenhause wird ein Ball gegeben, und dieser ist anerkanntermaßen der interessanteste von allen. Außerordentlich macht sich der Fasching nur dadurch bemerklich, daß das Leben auf den Straßen tiefer in die Nacht hineinwährt. Für gewöhnlich ist Wien bald nach 10 Uhr todt; die Theater sind früher geschlossen, Wirthshäuser werden um 12 Uhr, Kaffeehäuser um 1 Uhr gesperrt. Im Fasching dagegen wird die Polizeistunde hinausgeschoben und auch dann noch auf dieselbe nicht so streng gehalten. Das Kaffee- und Gasthausleben selbst unterscheidet sich im wesentlichen nach den ver-



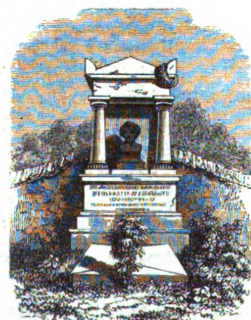
Die Kaisergruft im Kapuzinerkloster zu Wien.

schiedenen Jahreszeiten nicht sehr, und wir kommen wol bei einer andern Gelegenheit auf dasselbe zu sprechen. Den Schlusspunkt, aber nicht mehr wie ehemals den Glanzpunkt des Faschings, bildet eine große Redoute am Faschingsdienstag. In dem prachtvollen, auf's glänzendste erleuchteten Redoutensale der Burg versammeln sich einige tausend Personen, ein Theil der Damen maskirt, aber fast ausschließlich im Domino, die Herren im Ballanzuge, und als einzige Erinnerung an den Maskenball den Hut auf dem Kopfe. Bei fast unerträglicher Hitze drängt man sich auf und ab und durch einander; gesprochen wird wenig, da es gegen die Sitte ist, eine Dame anzusprechen, und die Damen fast nur ihre genauesten Bekannten herauszufinden. An Tanz ist schon wegen der Ueberfülle gar nicht zu denken, und nach jeder Redoute ist das einstimmige Urtheil, sie sei unaussprechlich langweilig gewesen. Das einzig Gute an ihr ist der wohlthätige Zwang.

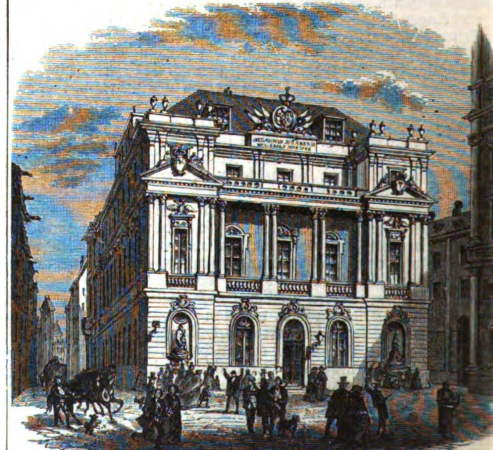
Mit dem Aschermittwoch kehrt das Leben wieder in das alte Geleise zurück. An die Stelle der Välle treten musikalische Sei-



Das Ständehaus in Wien.



Schubert's Grabstätte auf dem Friedhof in Währing.



Das Gebäude der Akademie der Wissenschaften in Wien.



Der Ballsalon in Paris im Jahre 1759. Originalzeichnung von G. Roux.

reën, in welchen die Orchesterdirigenten mehr Geschick als Geschick zu entwickeln pflegen und ihren eigenen Taktumpositionen den entscheidenden Vorzug vor guter Musik einräumen; an die Stelle der Fackelzüge — wissenschaftliche Vorträge, die in den letzten Jahren fast in Aufnahme gekommen sind. Verschiedene Fackel von Gelehrten verfahren im Saale der Akademie der Wissenschaften — der ehemalige Aulä —, oder im Ständehaus — demselben, von welchem gewissermaßen die österreichische Revolution ihren Ausgang nahm —, ein gebildetes Publikum von Herren und Damen! — und sprechen über allerlei, der Zeit und ihren Interessen häufig sehr fern liegende Thematika. Den Schluß der Saison bildet abermals ein Gräberbesuch. Am Charfreitag ist die ganze elegante Welt auf der Wandschärz begriffen, um die in allen Kirchen aufgethanen heiligen Gräber zu besichtigen. An den Kirchthüren werden schon am Palmsonntage sogenannte Palmten, „geweihte Magerln“ im Volksmunde, d. h. geweihte blühende Weidenzweige, feilgeboten — die sichtbaren Zeugen der Frühlingsankunft.

Maskenball von 1759 zu Paris.

Kaum ist die Weihnacht mit ihren Festlichkeiten vorüber, kaum ist die Lust verschwunden, welche die Geburt des neuen Jahres mit ihren Angelegenheiten und geschmackvollen Gaben der Liebe und Freundschaft begleitet, so erfinden die ersten vorbereitenden Töne der nahenden Kreuzzeit, die Kostümzeitschriften erneuern ihre Vorräthe, die Antikbilden von Maskenbällen werden immer häufiger und alle Stände erwarten ungeduldig den Karneval. Unter den Maskenbällen des Karnevals zeichnet sich vor allen der in der französischen Oper aus, welcher die beste Gesellschaft und die prächtigsten Kostüme vereinigt. Hier hört man immer die neueste Musik des Jahres und die Gäste wandeln auf und nieder, um kostbare und unbefriedigend reizende Kostüme sehen zu lassen, unter denen die malerischen Trachten des mittelalterlichen Frankreich eine Hauptrolle spielen. Daß auch vor einem Jahrhundert schon diese Liebhaberei herrschte, zeigt uns ein vorliegendes Bild, welches unter artistischer Korrespondenz nach historischen Vorlagen gefertigt hat.

Venedig von Bernhard Stange.

Der großartige, kühne und unternehmende Geist, der Venedig in seiner schönsten Zeit auszeichnete, hat sich vorzüglich in einzelnen Charakteren glänzend ausgeprochen, welche nicht selten in die öffentlichen Ereignisse ein dramatisches Leben bringen; sie sind deshalb schon verschiedentlich Gegenstand der Bühne geworden und bewahren unverfälscht den mächtigen Antheil, welchen auf diesem Felde die historischen Ergebnisse der Phantasie einräumen.

Doch nicht der dramatischen Poesie allein boten sie reiche Motive dar: auch die bildenden Künste griffen häufig in ihre Geschichte wie in ein tiefes Nullhorn bedeutungsvoller Vorwürfe. Wir haben aus der Gegenwart hier zunächst die vier großen Künstler von Bernhard Stange in München hervor, in welchen der denkende und dichtende Künstler die vier Hauptmomente der Geschichte Venedigs in den Grund landschaftlicher und architektonischer Scenerien der berühmten Lagunenstadt, je nach der Stimmung der vier Tageszeiten, Morgen, Mittag, Abend und Nacht, in harmonischer Wechselwirkung und in wahrhaft genialer Weise zu verweben wußte, in welchen die landschaftlichen Stimmungen gleichsam den Faden bilden, in die Kette der historischen Motive fügen. Wir sehen in der ersten dieser vier gemalten Geschichtstafeln in „Morgen“ die Anfänge der Gründung der Stadt und Republik, nachdem die Veneter vor den wiederholten Anfallen und Verheerungen ihrer Küstenländer und Städte durch die Westgoten, Hunnen, zuletzt durch den Frankenkönig Pipin sich nach den Laguneninseln und hauptsächlich nach der Insel Rialto retteten und dort den Grund zu ihrer bleibenden Stätte, dem nachmals so mächtigen und herrlichen Venedig, legten. Diese Scene ist dargestellt im leuchtenden Schimmer der aufgehenden Sonne. Nachts vom Reichthum, am Gestade des Meeres, steht eine Stadt in Flammen, wahrlich Malomocco, von welchem in unabsehbaren Zügen die Schiffe der Fliehenden herankommen und im Vordergrund empfangen werden. Im zweiten Bilde, in „Mittag“, sehen wir Venedig im Zenith seines Ruhmes, seiner Größe und Herrlichkeit. Eben empfängt die Stadt ihre aus der Schlacht von Lepanto siegreich zurückkehrende Flotte. Aber über dem Jubelgepränge der siegerbejubelten Stadt brütet schon die mitleidige Glut eines gewitternünftigen, unbefriedigten Aethers. Von dort an jant Venedigs Stern tiefer und tiefer, und im dritten Bilde, in „Abend“, begrabt es noch mit aller Pracht und Feierlichkeit den letzten in Venedig verlebten Tagen und mit ihm himmelsbildlich das letzte Bräutigam seiner staatlichen Selbständigkeit. Im vierten Bilde sehen wir die stolze Venetia im Glanze einer Mondnacht. Ihre Paläste und Tempel zeichnen zwar noch in ihrer alten Majestät ihre herrlichen Umrisse an dem schimmernden Aether; aber der Geist ihrer einstigen thatkräftigen Größe und Macht ist daraus für immer verschwunden. Nur in der Sage, in der Geschichte blühen die Erinnerungen ihrer einstigen Herrlichkeit fort. „Dir, einst Königin der Meere, huldigt heute noch das Vio“, hat Stange selbst unter sein Bild geschrieben. Sängern gewahrt man nachlicher Weile auf reich verzweigten Gondeln von St. Maria della Salute auf dem Canale gerade hinauf zum Rialto ziehen. Der Reichthum sieht sie im Bilde dahinkommen, und ihre Erscheinung gemahnt ihn wie ein Traum der Nacht, dessen Erinnerungen beim Erwachen in der Seele in den Worten nachzittern: Venetia, die stolze, war und ersticht nimmer!

Das sind in wenigen großen Zügen die Gedanken seiner vier berühmten Bilder Stange's mit den Hauptkapiteln aus der phantastisch-romantischen Geschichte Venedigs. Ein anderes Mal von ihren glänzenden technischen Vorzügen, von ihren ebenjo reichen als bedeutungsvollen historischen Staffagen mit ihren beziehungsreichen Episoden, mit welchen der Künstler sich mit Geschick und Glut frub in das Gebiet der Historie hineinkam; nur sei noch bemerkt, daß Graf Balbo, ein Ungar, bereits eins der vier Bilder, der „Abend“, das seiner Vollendung im Laufe des Sommers entgegen geht, erworben, und daß Franz Hanfstaengl in München alle vier Bilder in ebensoviele trefflichen Photographien reproduziert, und in einem Heft, dessen Umschlag zum Motto einen stehenden Quateron vom König Ludwig enthält, herausgegeben hat.

Kulturgegeschichtliche Nachrichten.

Kirche und Schule.

— Die londoner internationale Kirchenkonferenz, die im März abgehalten werden sollte, ist mit Rücksicht auf die Behinderung evangelisch-kirchlicher Notabilitäten in Deutschland auf den Juni verschoben worden.

— Ueber die Regelung der christlichen und freien Gemeinden in Preußen veröffentlicht das „Centralblatt für Unterricht“ in Berlin, daß sie bei ihrer bloß negativen Tendenz, der Unbestimmtheit ihrer Lehre und ihrer Neigung zu demokratischen Grundtügen, die sie mehr wie eine Gewissungskrankheit des kirchlichen Lebens, denn als eine dauernde Erscheinung betrachten lassen, mit Corporationsrechten nicht ausgestattet werden könnten. Dagegen sollen ihre Prediger besuht sein, den elementaren Religionsunterricht zu erteilen und denselben mit einer der kirchlichen Konfirmation ähnlichen Handlung zu schließen, die aber durchaus keine bürgerliche Wirkung haben dürfte. Die Eltern solcher Kinder sollten nicht angehalten werden, ihre Kinder an den Religionsunterricht der öffentlichen Schulen, die sie besuchen, theilnehmen zu lassen, nur darf der öffentliche Religionsunterricht nicht den Staatsgesetzen Widersprechendes, Verbrechen oder Vergehen Begünstigendes enthalten. Auch ein Recht der Kirche, die in ihr getauften Kinder gegen den Willen des Vaters in deren Lehre zu erziehen, kann nicht anerkannt werden; den Kindern selbst bleibt vorbehalten, nach vollendetem 14. Jahre ihre kirchliche Stellung zu wählen.

— Durch Entscheidung des k. Obertribunals in Berlin ist festgestellt, daß Geschreibungen von Tisch und Bett, welche katholische Gelehrte in Preußen ausprechen, seine civilrechtlichen Wirkungen nach sich ziehen und z. B. eine in solcher Weise geschriebene Ehefrau ihren Gatten wegen Zahlung von Verpflegungsgeldern nicht in Anspruch nehmen darf, vielmehr von den bürgerlichen Gerichten mit einer solchen Klage abzuweisen ist.

— Der außerordentliche Professor der Ideologie in Leipzig, Wilhelm Bruno Kuhn, ist von dem Kultusministerium des Amtes entoben und seine Stelle durch Beförderung des Dozenten Dr. Richard Adolph Kipius zum außerordentlichen Professor anderweitig besetzt worden.

— Herr v. Wernsdorf, dessen Verfassung nach Berlin wir in der vorigen Nummer meldeten, ist dem hannoverschen Dienste erhalten worden.

— Die Bevollmächtigten von 14 Zisterzienserklöstern in der österreichischen Monarchie und der beiden Frauenklöster dieses Ordens in Sachsen sind auf Vorladung des Kardinals-Erzbischofs Fürsten Schwarzenberg in Prag versammelt gewesen, um die ihnen angetragenen Reformen in Beratung zu ziehen. Ähnliche Konvente anderer Orden werden zu demselben Zwecke nach einander in Prag abgehalten werden.

— Albert v. Bockold, Sohn des verstorbenen Neigermars und Kreismedizinalraths in Ansbach, der noch im verflohenen Wintersemester in Berlin studierte, hat vor Kurzem, obgleich erst 22 Jahre alt, einen Ruf als Professor der Physiologie von der medizinischen Fakultät in Jena erhalten, wozu er sich, nachdem er in Würzburg promoviert haben wird, begibt, um am 1. Mai seine Vorlesungen über Physiologie zu beginnen. v. Bockold hat seit zwei Jahren vorzreffliche Arbeiten in Zeitschriften veröffentlicht, durch welche die besten Physiologen auf ihn aufmerksam geworden sind.

Gesundheitspflege.

— Die Badesaison in Wiesbaden am 1. April eröffnet worden und die Fremden werden die fortwährende Verschönerung des Ortes zu bewundern haben. Der Götter reizender Villen und prächtiger Anlagen um den Kurpark wird bald rundum geschlossen sein.

— An dem Kreuzbrunnen zu Marienbad, der nahe daran war, von seinem Weltrufe zu verlieren, infolgedessen man eine Abnahme seiner Wirksamkeit in der letzten Zeit beobachtet haben wollte, sind neuerdings Verbesserungen vorgenommen worden, die von dem besten Erfolge begleitet gewesen sind. Durch eine neue Fassung des Brunnens ist der durch die Schabhaft gewordenen Schutzhauten verursachte Zutritt von wilden Wässern und die dadurch stattgefundene Schwächung der Quelle unmöglich gemacht und durch die von Dr. Ragly in Wien angefertigte Analyse dargelegt worden, daß das Wasser jetzt sogar etwas mehr als die für normal angenommenen 66 Gran feiner Bestandtheile in einem Civilpfund Wasser enthält. Ausgleich ist aber durch das Gießen eines umfangreichen Behälters eine so große Quantität des Kreuzbrunnens gewonnen worden, daß fernerhin kaum Wassermangel zu befürchten ist, selbst bei bedeutend zunehmender Frequenz.

Gerichtswesen.

— In Sondershausen sind die beiden Bürgermeister und der Registrator auf gerichtliche Veranlassung verhaftet und wegen unordentlicher Verwaltung zur Kriminaluntersuchung gezogen worden. Ein solcher Fall ist in Deutschland etwas Unerhörtes.

— Vicomte de Beaumont-Wassy, gewesener Präses und Requetenmeister des Staatsraths in Paris, ist unter der Anklage verhaftet worden, Geld zur Befriedigung von Beamten des Kriegsministeriums in Empfang genommen und dasselbe zu seinem Nutzen verwendet zu haben.

Naturkunde und Reisen.

— Dr. Hochstetter, der Botaniker der k. f. Fregatte Novara, ist auf Veranlassung des britischen Gouvernements zum Zweck geographischer Untersuchungen in Neuseeland zurückgeblieben.

Naturerscheinungen.

— Ein Zodiakallicht ist am 28. März in Glatzfeld gesehen worden. Es beleuchtete den westlichen Himmel und hatte zwischen 10 und 11 Uhr Abends im Sternbild der Zwillinge seine größte Lichtstärke.

Känder- und Völkerkunde.

— Die neuesten Expeditionen zur Erforschung des Innern von Australien, die von Adelaide und westlich vom Torrenssee unternommen worden sind, haben dargelegt, daß das Innere dieses Welttheils keine Wüste ist, sondern fruchtbare Gegenden und Steppen abwechseln. Besonders wichtig ist die Entdeckung, daß das Land nicht so wasserarm ist, als vermuthet wurde. Der schon im vorigen Jahre geschuldete Gaidnersee ist gemessen worden und es hat sich herausgestellt, daß er eine Fläche von 130 geographischen Quadratmeilen bedeckt. Fünf Meilen nördlich von demselben entfernt und ziemlich parallel mit ihm gibt es sieben andere Seen, welche die Namen: Bernatty, Windabout, Great Salt Lake, Hart, Hanson, Youngsband und Reynolds erhalten haben und den bedeutendsten Seen der Schweiz und Oberitaliens gleichkommen. Die nördliche Breite weicht diese Seen erreichen, ist 30° 43' Süd. Sie sind zwar alle salzhaltig, aber in ihrer Nähe gibt es süße Quellen und fruchtbare Landereien. Allein auch viel von dem Steppenlande ist zur Viehzucht geeignet. Früher war die Umgebung des Torrenssees auch überbrückt, und jetzt hat sich die europäische Kolonisation dahin und zum Murrayflusse nebst seinen Nebengewässern längst schon ausge-

dehnt, sodaß am Darlingflusse für die englische Quadratmeile Weizenland bereits 1000 und am Murrayflusse sogar 1700 Thaler bezahlt werden. Die Breite des Kontinents von Adelaide bis zum Carpentariagebiet beträgt 1200 englische Meilen und bis zu 800 Meilen sind die Viehzüchter mit ihren Heerden in das Innere schon vorgedrungen. Die Schiffbarkeit des Murray fließt auf eine Länge von 2500 Seemeilen fest, und man glaubt, daß Dammer ihn bis 3500 und 4000 Meilen werden befahren können. Das ist eine gewaltige Ausdehnung im Vergleich zum Rhein, der nur 480, und selbst zur Donau, die 1360 solcher Meilen schiffbar ist. Allerdings ist die Ansehung im Innern schwieriger, als in Amerika, nichts desto weniger ist dieser 100,000 geographische Quadratmeilen große Kontinent bestimmt, eine zahlreiche Bevölkerung allmählig zu erhalten.

Militärwesen.

An den Küsten von Hannover werden Stranbbatterien errichtet: zu Brunsbüttel an der Elbe, zu Bremerhaven an der Weser, zu Rastum an der Ems, eine vierte vermuthlich bei Harburg. Das Geschützpaar soll 65Pfundig genommen werden, das Kommando wird Artilleriegeneral Müller übernehmen.

— Ueber die Vorzüge der neuen französischen Geschütze, einer Erfindung des Obersten Lamirer, die Versuchsamt der Meaulen ausgeführt hat, ist die Darmstädter Allgemeine Militärzeitung noch genauer unterrichtet und findet dieselben 1) in der Einheit der Vorrichtung, des Rohres, der Proge, des Munitionswagens und der Lafette; 2) in der Einfachheit, da die Geschütze sowohl als Rohr wie als Vollfügel benützt werden können, indem man sie legermäßig mit Sand und Eisen füllt, um mit dieser Masse das spezifische Gewicht des Pulvers genau zu erzielen. Diese Geschütze dienen gleichzeitig zum Feld- und Belagerungsdienst, zum Vertikal- und Horizontalfeuer; 3) in der leichten Beweglichkeit, da diese Geschütze weniger Gewicht haben und weniger Bespannung bedürfen. Nach mehreren Versuchen, dem Rohre zwei, dann drei, endlich sechs Züge, den Geschossen vier, sechs und zwölf Zapfen zu geben, ist man zuletzt bei sechs Zügen und sechs Zapfen — alleses — stehen geblieben, welche letztere schabförmig übereinander gestellt sind. Die Züge machen eine Windung auf 2 Meter, reduziert auf 1 1/2 Meter, welche ungefähr die Seelänge des Rohres beträgt. Eine Dichtung an der Spitze der Geschütze dient zur Füllung und wird durch einen messingnen Schraubenbolzen geschlossen, auf den ein großes Zinzhütchen gelegt wird. Um die Abnutzung der Züge zu verhindern — was immer das Bedenkliche bei der Sache bleiben wird — hat man den Klettes genau dieselbe Gestalt gegeben, welche die zuerst abgefeuerten durch den Schuß erlangt haben. In der wichtigen Konstruktion derselben liegt mehr als in dem Metallbüchse das wahre Geheimnis der Sache. Bei der Marine hat man Verluste mit Geschützen gemacht, die drei Züge haben und von hinten geladen werden. Uebrigens sind zunächst nur die Modelle vorhanden und in einem bevorstehenden Kriege könnten höchstens einige Probegeschütze zur Anwendung kommen, welche ihre Dauerhaftigkeit zu bewähren hätten. Beim Infanterie- und Jägergewehr haben die Franzosen nichts von den deutschen Truppen voraus.

Post, Eisenbahnen und Telegraphen.

— Die Reichenberg-Bardubitzer Bahn wird am 1. Mai, die Bahn von Stargard nach Kolberg und Köslin am 1. Juni dem Verkehr übergeben.

— Die Postverbindung zwischen Preußen und Dänemark bleibt im April auf das jeden Freitag 12 Uhr Mittags von Stettin und jeden Dienstag 3 Uhr Nachmittags von Kopenhagen abgehende Dampfschiff beschränkt. Vom 2. Mai an fahren jedoch Dampfer jeden Mittwoch und Sonnabend 12 Uhr Mittags von Stettin und jeden Montag und Donnerstag 3 Uhr Nachmittags von Kopenhagen ab.

— Der unterseeische Telegraph zwischen Hamburg und England ist seit dem 1. April der Benutzung des Publikums zugänglich und die Gebühr für das Telegramm von 20 Worten ist auf 2 1/2 Thlr. herabgesetzt.

— Der unterseeische Telegraph im Rothen Meere auf der 1500 engl. Meilen langen Strecke von Suex bis Aden mit Zwischenstationen in Kossir, Sualum und Berim wird demnächst verlegt, und dieses Geschick durch den berühmten Sachmann Siemens aus Berlin geleitet werden, der sich zu diesem Zweck nach Alexandria begeben hat.

— Die Beförderung eines Briefes aus dem deutschen Postverein nach Argentinien und Paraguay kostet, nachdem das englische Seepostporto auf 5 Sgr. ermäßigt worden ist, nur noch 12 Sgr.

— Die Rheinbrücke bei Köln ist nun so weit vorgeschritten, daß alle Schiffe bei der Durchfahrt die Masten senken müssen; im Oktober schon soll sie vollendet sein und dem Verkehr übergeben werden.

Handel und Gewerbe.

— Die Eröffnung der Generalkonferenz des Zollvereins in Harzburg ist auf den Antrag einer Regierung bis zum 1. Juli verschoben worden.

Landwirtschaft.

— Die Landwirtschaftliche Gesellschaft in Kraßau wird vom 6. bis 9. Juni d. J. eine Ausstellung landwirtschaftlicher Erzeugnisse veranstalten, und die Gegenstände, welche sie davon ankauft, zugleich verlosen.

Baukunst und Bildhauerei.

— Der Guß des Erzherzog-Karl-Monuments in dem Atelier des Bildhauers Ferner in Wien ist am 26. März vor sich gegangen und vollständig gelungen. Einige frühe Theile in der Masse leiteten der Gieße lange Zeit Widerstand, aber endlich trat Abends konnte die Form gefüllt werden, und nach Erstaltung derselben in sie an den wichtigsten Theilen entfernt worden, sodaß die vollendete Schönheit des Ganzen zu Tage trat. Es ist dies das erste Werk von so großem Umfange, dessen Guß in Wien erfolgt ist. Auch das Fußgestell wird unter der Leitung des Architekten van der Nüll sehr bald vollständig ausgeführt sein; der Grund dazu wurde fünf Klaffen tief ausgemauert, auf dem sich ein großer vierseitiger Unterbau mit stumpfen Ecken erhebt, in welchen die Wappen und Inschriften eingegraben werden sollen. Darauf kommt ein kleinerer Sockel als Mittelglied zwischen der Gruppe und dem Fußgestell, der mit Medaillons und Laubgewinden von Bronze verziert wird; die Medaillons verherrlichen die Siege des großen Feldherrn.

— Das vom Bildhauer Hans Gasser in Wien ausgeführte erzene Standbild des Feldmarschall-Lieutenants Welzen wird gegenwärtig ziselirt und soll im Mai am Schloßberge zu Graz aufgestellt werden.

— Kraßin hat in seinem Atelier zu Brüssel eine lebensgroße Venus ausgeführt, welche allgemeine Bewunderung erregt.

— Zu Worms ist an der Mündung des gleichnamigen Flusses in den Don ein Denkmal für Jar Peter den Großen in Bronze errichtet worden, wozu man schon seit 1832 Beiträge sammelt. Der Entwurf stellt den Kaiser in Lebensgröße in der Uniform seiner Zeit, mit der Krone nach Moskau weisend und die Linke auf einen Anker gestützt, dar.

— Der Erzbischof von Tarnocz hat den Beschluß gefaßt, den Dom zu Salzburg ganz nach dem Entwurf des italienischen Bau-

meisters Vincenzo Scamozzi, der den Bau des Doms zu Anfang des 17. Jahrhunderts geleitet, wieder herzustellen und zu diesem Zweck verschiedene geschmacklose Zuthaten aus späterer Zeit, sowie den entstehenden Kalkülbewurf zu entfernen. Der Architekt Georg Schneider aus München ist mit der Ausführung dieser Arbeit beauftragt.

Am 7. und 8. Mai wird zu Orleans ein von Böhmer gefertigte Statue der Jeanne d'Arc feierlich enthüllt werden und die Stadt zur Feier des 430. Jahrestages ihrer Befreiung durch die heilige Jungfrau große Festlichkeiten veranstalten, zu denen man auch eine Einladung an den Kaiser und die Kaiserin hat ergehen lassen.

Malerie.

Im Laufe des Monats Mai soll in Brüssel eine Ausstellung von Kartons der bekanntesten modernen Freskobilder stattfinden, zu deren Besichtigung einheimische und auswärtige Künstler aufgeföhrt werden; die Anmeldungen müssen vor dem 1. Mai an die Direction des beaux arts im belgischen Ministerium des Innern gelangen.

Dr. Ludwig Stanz, namentlich in der Schweiz durch seine vortheilhaften Leistungen im Gebiete der Glasmalerei bekannt, hat neuerdings das dem jetzigen preussischen Gesandten in Paris, Grafen v. Pourtales gehörige Schloß zu Oberhofen am Thuner See durch sein künstlerisches Talent in einer Weise ausgeschmückt, die nach den Versicherungen von Augenzeugen dieser schönen Besichtigung zu ganz besonderer Freude gereicht, und wodurch Oberhofen in die Reihe derjenigen Punkte der Schweiz gestellt wird, die einen Besuch desselben sowohl in künstlerischer wie landschaftlicher Beziehung besonders empfehlenswerth erscheinen lassen.

Ein deutscher Kaufmann in Newyork, W. Aufermann aus Alerholz, hat den Plan gefaßt, eine internationale Kunstausstellung in Newyork in ein Werk zu legen und zu diesem Zweck sich mit verschiedenen deutschen Künstlern in Düsseldorf, Berlin und München in Verbindung gesetzt, welche bereits eine Anzahl Gemälde abgemalt haben, da sie sich einen günstigen Erfolg von dieser Unternehmung versprechen.

Der König von Preußen hat der katholischen Garnisonkirche zu Koblenz ein herrliches Altargemälde zum Geschenk gemacht, welches Professor Anshütz in München kürzlich vollendet. Es zeigt in überlebensgroßen Gestalten die heilige Jungfrau mit dem Christuskinde, von den Schutzheiligen der vier Waffengattungen, St. Mauritius, St. Georg, der heiligen Barbara und dem heiligen Jozeph umgeben.

Der Erzherzog-Generalgouverneur Ferdinand Max hat bei dem Maler Roy in Venedig eine Reihe Kartons bestellt, welche zur Ausschmückung des Dogenpalastes bestimmt sind und das heutige Venedig in allegorischer Darstellung vorführen sollen.

Musik.

Die neue Oper von Meyerbeer ist am 2. April in Paris zum ersten Mal aufgeführt worden; der Verfasser hatte ihr vor wenigen Tagen den Titel: „Le pardon de Notre-Dame d'Aray“, beigelegt, welcher aber von der Polizei mit Rücksicht auf die Wallfahrt des kaiserlichen Paars bei seiner vorjährigen Reise in der Bretagne zu diesem unüberhörbaren Gnadenbilde unterlag, so daß sie nunmehr den entgeltlichen Namen „Le pardon de Notre-Dame de Ploermel“ führt. Pariser Berichte loben die Oper als ein Muster von Einfachheit in Hinsicht der geringen Anzahl von Musikanten und auch der Dekorationen; die Musik soll ebenfalls äußerst einfach und ansprechend sein.

Gounod's Oper „Faust“ ist im Theater Lyrique zu Paris in Scene gegangen und hat einen großen Erfolg gehabt.

Alfred von England, Oper von M. Chemin-Petit, Musikdirector in Neustrelitz, fand bei ihrer ersten Aufführung daselbst günstige Aufnahme.

Am 25. März wurde im großen Redoutensaal zu Wien in Gegenwart des kaiserlichen Hofes und eines zahlreichen glänzenden Publikums Ferdinand Siller's Oratorium „Aaul“, dessen Text Moriz Hartmann's Werk ist, mit außerordentlichem Erfolg aufgeführt. Das Orchester und die Sänger leisteten Vortreffliches und wussten alle Schönheiten der Komposition zur vollen Geltung zu bringen.

Im Widerspruch mit dem Urtheil der pariser Blätter hat sich Moriz Hartmann durch das Montrefongert der Erphovisten wenig befriedigt gefunden; ihm war dabei zu Muth, als ob Hunderte von schmerzlichen Operationen zu gleicher Zeit vorgenommen würden. Uebrigens sind die Sänger mit dem Kaiser sehr zufrieden und diese 6000 Stimmen für ihn gewonnen.

Das Wiener Hofopertheater hat die Aufführung von Richard Wagner's „Tristan und Isolde“ für die nächste Saison in Aussicht gestellt.

Die italienische Oper in Wien ist am 1. April mit Bellini's „Norma“ eröffnet worden, und die Primadonna, Madame Lafont, hat in dieser Rolle viel Beifall gefunden.

Theater.

Paul Henck's Preistragödie: „Die Sabinerinnen“, wurde am 1. April im Hofburgtheater zu Wien zum ersten Male aufgeführt, errang jedoch nur einen succès d'estime.

Statistische Notizen.

Die französische Handelsmarine besitzt 14,900 Segel- und 330 Dampfboote, von letzteren befinden 108 das Mittelmeer.

Australien hat im v. J. 2,507,128 Unzen Gold — 222,528 weniger als 1857 — ausgeführt.

Die dänische Flotte besteht aus 4 Segelschiffen mit 234 Kanonen, 9 Segelfregatten mit 290 Kanonen, 3 Schraubenfregatten von zusammen 1000 Pferdekraft mit 128 Kanonen, 4 Segelcorvetten mit 72 Kanonen, 3 Schraubenfregatten von 820 Pferdekraft mit 44 Kanonen, 4 Segelschiffe mit 56 Kanonen, 2 Segelcorvetten mit 10 Kanonen, 1 Schraubenboote, 1 Rutter mit 6 Kanonen, 3 Schraubenboote mit 12 Kanonen, 2 Räderdampfer mit 46 Kanonen, 37 kleine Segelschiffe mit 134 Kanonen, 20 ältere Kanonenboote und Transportschiffe sind in Arbeit; zusammen 106 bewaffnete Fahrzeuge. Dabei sind 139 Schiffe statischmäßig angelegt.

Der Bergbau im Hauptbergsdistrikt des preussischen Rheinlands hat im v. J. 38,595 Arbeiter beschäftigt und eine Ausbeute im Geldwerthe von 11,884,230 Thlr. — 917,090 Thlr. mehr als 1857 — geliefert, wovon Steinbohlen mit 13,656,401 Tonnen je 3 1/2 Ztr. im Werthe von 8,033,025 Thlr. den größten Antheil haben. Außerdem kommen 648,133 Ztr. Feinsilber im Werthe von 1,664,326 Thlr. und 1,237,503 Tonnen Eisenerz im Werthe von 1,360,242 Thlr. am meisten in Betracht. Der Bergbau besteht in Braunkohlen, Zinn, Kupfer, Kobalt, Antimon, Bismuth, Manganerz und Tachschiefer. Der Hüttenbetrieb beschäftigt 14,521 Arbeiter und die Produktion erreichte einen Werth von 24,503,291 Thlr., wovon je 1,378,388 Ztr. hinter dem Vorjahre zurückblieb. Den ersten Rang nehmen die verschiedenen Eisen- und Stahlabgaben mit 6,507,210 Ztr. im Werthe von 20,123,907 Thlr. ein; außerdem wurden Silber, Zinn, Blei, Glätte, Kupfer, Weining, Alaun und Bismuth gewonnen.

Am mit Ende Februar abgelaufenen Betriebsjahre befanden sich in Frankreich 349 — gegen 357 im Vorjahre — Hüttenwerkefabriken in Thätigkeit und haben 123,264,000 Kilogramm Zucker — 8,229,000 weniger als im Vorjahre — geliefert.

Literaturbericht.

Die Industrie der Schweiz. Ein Spiegel für Deutschlands Staatsmänner und — Philister. Von W. Bär. Leipzig, Otto Wigand.

Die Schweiz ist ein merkwürdiges Industrieland, höchst beliebt bei allen Denen, welche der vollkommenen Handelsfreiheit huldigen, weil es ihnen zum Beweise dient, daß Industrie ohne Verbot und hohe Schutzzölle bestehen können, welche Behauptung selbst der größte Feind des Schutzzollsystems widerlegen müßte. Die Schweiz hat nun zum größten Theile solche Industrien zur Ausübung gewählt — und dies mit anerkanntemwerthem Eifer und Ueberlegung — wozu Land und Leute passen. Darüber erfahren wir viel Wissenswertes aus dem Buche des Verfassers und haben uns der Lichtigkeit des schweizer Blutes, wesentlich deutscher Abstammung, herzlich zu erfreuen. Jedoch um uns dazu zu ermuntern, hätte der Verfasser es billig unterlassen können, so viele schmale Seitenbilder, und oft recht ungerechtfertigt, auf Deutschland zu werfen.

Biographien berühmter Entdecker und Erfinder der Neuzeit. Erster Band: Georg Stephenson, geschildert in seinem Leben und Wirken als Mensch und Erfinder. Nebst einer Geschichte der Eisenbahnen, der Lokomotive und der Sicherheitslampe. Leipzig, C. B. Vord.

Georg Stephenson gehört zu den Männern, deren Lebensgeschichte sowohl von Technikern als Geschäftsmännern, Fabrikanten und Kaufleuten flüchtig werden sollte — denn in ihm leben wir eine Personlichkeit groß geworden, die nicht minder Erfindungsgeist als thätige Genüßung und beständige Geschäftsthatigkeit befaßt. Zu diesem Allem gehörte auch ein festes faires Urtheil und ein unverzagter Charakter. So betont der Biograph des berühmten Mannes mit allem Rechte, daß ein schlagender Versuch nie seine Geduld ermühen, ein Widerspruch nie seine Ueberzeugung erschüttern konnte, die er einmal als richtig erkannt hatte. Er sah scharf und dachte lang nach, und seinem scharfen Blick und seiner sorgfältigen Hand verbannt die Lokomotive ihre Hauptvollendung, wodurch das Gervärg der menschlichen Gesellschaft ein ganz anderes geworden ist. Die Geschichte Stephenson's ist nicht ohne weit größeres Interesse, als ein Roman mit geträumten Figuren.

Geschichte des Handels- und Weltverkehrs. Uebersichtlich dargestellt zum Gebrauche für junge Kaufleute, sowie für Handelslehranstalten von Julius Engelmann. Leipzig, D. Spamer.

Nicht bloß für junge Kaufleute und Handelslehranstalten, nein für Jedermann, der sich über den Gang und die Entwicklung des Handels von der ältesten Zeit bis auf unsere Tage zu unterrichten wünscht. Natürlich ist der Gegenstand auf 17 Bogen kurz zusammengefaßt, aber eben deswegen sehr zugänglich. Das Werk ist übrigens in anerkennenswerth deutscher Genüßung geschrieben, deren Ansprache auch auf dem Gebiete des Handels entschieden nothwendig.

Allgemeine kirchliche Chronik. Von Karl Matthies, Pfarrer. Fünfter Jahrgang. Leipzig, W. Mayer.

Die Einrichtung sowie der Geist dieser Uebersicht über die Ereignisse auf dem Gebiete der Kirche sind in diesem Jahrgang im Wesentlichen dieselben geblieben, und so können wir unsere frühere Empfehlung des Unternehmens als einer fleißigen, überdieslichen und von einer maßvoll freisinnigen Denkwiese getragenen Arbeit nur wiederholen und wünschen, daß sich dasselbe einem immer weiteren Verbreiten erwerbe.

Reisefizzen aus Ost- und Westpreußen von Max Rosenheym. Danzig, A. W. Rasemann.

Eine im Allgemeinen recht lebhaft und anschauliche Schilderung der auf dem Titel genannten, im westlichen und südlichen Deutschland Vielen gewiß noch sehr wenig bekannten und doch der Kenntnissnahme ungemein werthen Landstriche. Der Verfasser beschreibt zuerst das Thal der Weichsel von Thorn bis nach Danzig hinab, dann die alte Hansestadt Danzig und ihre unmittelbare Umgebung bis nach Weichselmünde, dann die gewaltigen Brücken bei Dirschau und Marienburg, geht hierauf durch die fetten Marschen an der Weichsel und Bogatmündung, durchwandert mit uns den Prachtbau der Marienburg und kommt hienach nach Gding. Eine zweite Abtheilung des Buches führt uns nach Königsberg, über das frische Haff nach Biltaw, an den samlandischen Fischbänken, in's Gmeland, dann unter die Masuren, deren Schilderung besonders gelungen ist (wenn wir auch nicht glauben können, daß sie sich so gewaltig ausdrücken, wie der Fuhrmann, der Herrn Rosenheym durch die Johannisburger Wildnis fuhr) und zuletzt nach Litauen.

Pariser Bilder. Von Edward Copping. Aus dem Englischen. Berlin, Julius Springer.

Der Verfasser zeigt durch sein Buch, daß sich trotz der Klut von Büchern über die französische Hauptstadt noch Manches findet, was neu ist und Interesse beansprucht. Nicht amnuthig find seine Zeichnungen von Paris am Neujahrstag, besonders interessant seine Mittheilungen über die pariser Feinschmiedekunst und die tageliebenden Literaten; die Krone des Ganzen aber ist das Porträt: „Ein obfurer Poet“, welches uns in der Person des Prapheten und Dichters Jean Jourmet einen jener eigenthümlichen Schwärmer vorführt, welche als Schüler Fourier's in den Jahren vor 1848 die Welt zu bessern und zu befehren unternahmen.

Preffe und Buchhandel.

In Berlin erscheint demnächst unter dem Titel „Flora Columbiensis terrarum adiacentium specimina selecta editit H. Karsten“ ein großes Prachtwerk über die Pflanzenwelt Südamerikas und seiner Nachbarländer, die der Herausgeber aus einem zwölfbändigen Aufsatze aus einer Anhangung kennt. Das Werk wird aus 200 lithographischen Tafeln mit erläuterndem Texte bestehen und vollständig 150 Thlr. kosten.

In einem Kloster in Westfalen hat man neuerdings bei Gelegenheit eines Baues die Handschrift von Bellefleur Paternus: „Historia romana“, nach welcher im Jahre 1520 Petrus Aemilius das Werk herausgab, wieder aufgefunden, nachdem sie seit jener Zeit vermisst worden war.

Die Bibliothek der f. k. geologischen Reichsanstalt zu Wien hat eine höchst werthvolle Bereicherung durch die von der Asiatic Society of Bengal zu Kalkutta vertheilten Publikationen ihrer Gesellschaft erhalten, ein Gegenstand für die durch die Fregate Novara überbrachten Veröffentlichungen der Reichsanstalt.

Die französische Bücheransuhr vom Jahre 1857 umfaßt folgende Werthe: nach der Schweiz wurden ausgeführt für 600,000 Frs., nach ganz Deutschland mit Anhang von Vordereich für 940,000 Frs., nach Spanien für 500,000 Frs., nach Auzant für 270,000 Frs., nach den Vereinigten Staaten für 450,000 Frs., nach Argentin für 600,000 Frs. und nach Peru für 330,000 Frs.

Von Léon de Wally ist zu Paris ein zweibändiges Werk über Angelica Kaufmann, die im Jahr 1807 verlebte deutsche Künstlerin erschienen.

Der Bildhauer Peter Fuchs in Köln.

Wie die Baubütte des kölner Doms in der Bützzeit mittelalterlicher Kunst der Sitz einer weiterbildenden Baubütte war, deren Regeln und Geheimnisse für den Niederrhein und einen großen Theil Deutschlands die maßgebenden waren, deren Steinmetzmeister und Gesellen deutsche Kunstweise in den Niederlanden, in Frankreich, selbst in Spanien durch herrliche Bauten zur Anerkennung brachten, so war in unterm Jahrhundert der kölner Dom wieder der heilige Herd, von welchem die Wiederbelebung deutschen Kunststrebens in der Erkenntnis und Würdigung seiner Werke des Mittelalters ausging.

Einem Kölner, Culpis Boissiere, gebührt vor Allen das Verdienst und die Ehre zuerst, der deutschen Kunst und namentlich der deutschen, der sogenannten gotischen Baumeiße, mit echt patriotischer Begeisterung das Wort geredet, ihre Anerkennung und Würdigung angebahnt zu haben, als dieselbe von aller Welt als barbarisch vertrieben und verachtet war, als Deutschland schwer daniebelag unter der Schmach der despotischen Fremdherrschaft. Die Ergebnisse seiner rastlosen Bemühungen waren seine mit seinem Bruder Melchior und Bertram angeordnete Sammlung alter deutscher Bilder, jetzt ein unvergleichlicher Kunstschatz, eine Zierde der Pinakothek in München, und seine kunstgerechte Monographie des kölner Doms, sein Domwerk, durch welches der Sinn für gotische Baubütte lebendig angeregt, die Erkenntnis ihres organischen Wesens den Baufundigen und Baubefehligen zuerst erschlossen wurde. Boissiere hatte das Glück, die hohe Idee der Vollendung des kölner Doms, für welche er mit der vollsten Begeisterung schwärmte, verwirklichen zu sehen, als sich 1842, unter dem Protektorate des kunstsinnigen Königs Friedrich Wilhelm IV., der Dombaubein bildete. In gedächtnisthätiger Fortanng war das hohe deutsche Werk unter Zwirner's unerschütterlicher Leitung, als Boissiere farb. Mit dem schönen Bewußtsein, daß sein Erdenleben nicht fruchtlos gewesen, konnte der edle Mann sein irdisches Auge schließen.

Nach allen Richtungen belebend und anregend war die Wirkksamkeit und Thätigkeit der neu erstehenden kölner Dombaubütte, und können wir jetzt von der Renaissance der Baubütte reden, so müssen wir dankend und anerkennend eingestehen, daß für Deutschland die Wurzeln dieses nationalen Kunststrebens zuerst lebensfähigen Boden in der kölner Dombaubütte fanden, die um so fröhlicher Stamm und Blüten trieben, je fruchtbarer das große Werk gedieh. Zwirner ist dem Werke ein thätiger, umsichtsvoller Leiter und der archaischen Kunst ein verdienstvoller Förderer gewesen durch die Meister und Gesellen, die sich um ihn her an dem Muthierbaue deutscher oder gotischer Baumeiße herantasteten. Wo man Meister, wie Schmidt, Vincenz Stas, Hoffmann nennen kann, welche die mannigfaltigsten Proben ihrer Meisterthätigkeit abgelegt, bedarf es wol nicht näheren Beweises, daß sich in derselben Schule auch hundertfabrene Steinmetzen und unter diesen wirkliche Künstler gebildet haben.

Zu diesen Künstlern gehört auch Peter Fuchs, der jetzt seine Werkstätte in Köln aufgeschlagen, hier in beiseitender Anknüpfungsfähigkeit schafft und wirklich Unermenliches geleistet hat. Peter Fuchs wurde 1829 in Wülheim a. Rh. geboren und trat 1844 als Steinmetzlehrling in die Dombaubütte. Nach seiner Lehrzeit, als er seinen Gesellenbrief durch seine Leistungen verdient hatte, ging er nach Hamburg in die Hütte der nach Scott's Plänen in Bau begriffenen St. Nikolaiskirche. Anderthalb Jahre war er hier beschäftigt, meist freudig Fenstergerüste, Mauerwerk und Kapitälle und lehrte dann, praktisch thätiger geworden, nach der Heimath zurück, wo er in den Werkstätten der Architekten Stas in Köln Beschäftigung fand.

Immer lebendiger wurde in dem jungen Manne der Beruf zur Kunst. Das Werk, an dem er seine Laufbahn als praktischer Steinmetz begonnen, hatte aber seine Richtung entschieden, und so lag er denn hoffnungsvoll, voll freudigen Muthes rheinwärts nach Speier, wo er in der Werkstätte des Bildhauers Hene, eines Schülers Schwanthaler's, Gelegenheit zu seiner Ausbildung fand. Mit diesem Hene lag er seiner Kunst ob, die ihm Alles war, da er an das Leben die bescheidensten Ansprüche machte.

Nach Köln zurückgekehrt, um hier selbständig als Bildhauer zu schaffen, hatte Fuchs anfänglich mit Broteid zu kämpfen, ließ sich aber nicht irre machen, blieb sich und seinem Streben treu, und errang sich durch seine Leistungen eine Stellung. Der immer lebendiger wachsende Sinn für die mittelalterliche Kunst gab ihm Beschäftigung, und in seinen nach eigenen Ideen ausgeführten Arbeiten lieierte der Künstler den Beweis, daß er den Geist der mittelalterlichen Kunst erfaßt hat, diesen aber nicht in den Fehlern und Verfehlungen gegen Verhältnisse und Statik der deutschen Meister jener Periode suchte, sondern vom lebendigen Schönheitsgefühl durchdrungen, von der wahren Andacht durchwärmt, künstlerisch Beides zu paaren weiß. Unter seinen mannigfaltigen Arbeiten, meist zu kirchlichen Zwecken, nennen wir eine für die vom Architekten Schmidt in Quedlinburg gebaute Kirche bestimmte Gruppe, die heilige Jungfrau mit dem Jesuskinde und dem heiligen Johannes, die, was ideale Auffassung und Ausführung betrifft, ein wirkliches Kunstwerk ist. Demuttreiche Anmuth strömt aus dem Antlit der Himmelskönigin, die, sitzend, auf ihrem Schooße die Wilsflugel hält, welche das Jesuskind mit ausgebreiteten Händen segnet. Liebreisend erntet ihr der Kopf des Heilandes, lindlich fromm der Ausdruck des Gesichts des h. Johannes, der betend zur Rechten der Mutter Gottes steht und sehnuchsvoll zu dem Weltheilande aufschaut. Mittelalterlich erntet ihm die Auffassung des Ganzen, aber harmonisch schon in allen Theilen der Formen und der Behandlung des Hattenwurkes Rechnung getragen. Ein Schmuck wird die Gruppe dem Hochaltare der neuen Kirche werden, wo zwei zur Seite stehende Engel die Gruppe schließen. Für dieselbe Kirche führt Bildhauer Fuchs auch noch ein Standbild aus: die Kaiserin Mathildis, Gemahlin Heinrich's des Vogelfesslers, die 968 in Quedlinburg starb und beigesetzt wurde, und welche die katholische Kirche heilig preist. Dieses Standbild veriprcht in jeder Beziehung eine Meisterarbeit des Künstlers zu werden, der mit ganzer Liebe seinem Werke zugeht ist.

Für die Burg Argensfeld am Rhein, welche vom Dombaumeister Zwirner für den Grafen von Wiphal ausgebaut wurde, lieierte Fuchs auch drei Statuen: Gottfried von Bouillon, Hildard Löwenberg und die Jungfrau von Orleans, welche als gelungen, als formidabel zu bezeichnen sind, und gerechter Weise rühmende Anerkennung gefunden haben.

Mancherlei plastische Arbeiten gingen aus des Künstlers Werkstätte hervor, und jein hier nur die figürlich ornamentierten Kragaine des Gärtenkubankbaues genannt, die mit ebenso fernem Humor als Stillsire entworfen sind.

Glänzend wurde in diesem Jahre, trotz aller politischen Rebel und sturmbräunenden Wolken am politischen Horizonte, das Fest

des Helben Karneval gefeiert, und wie es Dichter, Musiker und Maler begeisterte, so auch unsern Plastiker, den Bildhauer P. Fuchs, der uns eine Statue schuf. In der Linken den Römer, das Symbol des rheinischen Freudenbringers, steht der Held leicht schwebend auf unserer Hemisphäre, voll schalkhaften Ernstes in das Leben hinausschauend; unter seinen Füßen lauert ein Häuflein Griesgrämmer und Dunkel-männer, wie es deren noch so Viele gibt, die des Lebens Frohsinn selbst um den lieben Sonnenschein bringen möchten, wenn es ihnen möglich wäre. Das düstere Geheimnis ist seiner allgemaltigen Reize unterlegen, die Rechte des Siegers, mit dem Narren-scepter bewaffnet, deutet auf die Ueberwundenen. Lebendig schon ist die Figur des Helben in den Linien, und sie fand den ehrenvollen Beifall, als sie in feierlicher Sitzung dem Vorsteher der Karnevalsgesellschaft, der Gedenzunft, vom Künstler überreicht wurde. Der Präsident verehrte dieselbe im Namen der Gedenzunft dem Mitgliede des Vorstandes, Herrn Kommerzien-rath Richard, der das Versprechen gab, der Statue eine Stelle im neuen Museum anzuweisen.

Bildhauer Fuchs hatte bei dieser Statue den Versuch gemacht, dieselbe in englischen Marmor-Cement zu gießen, was ihn gelungen war, wenn man auch, so viel wir wissen, diesen Cement noch nicht zu voll-runden Figuren angewandt hatte. Der Ton der Statue war ebenso warm, wie der des larrarischen Mar-mors, und das Korn der Masse ganz marmorartig, so daß man eine in Marmor ausgeführte Statue vor sich zu sehen glaubte. Jedenfalls muß die Anwen-dung dieser Masse zum Gießen von plastischen Rund-formen die Bildhauer zu Versuchen auffordern.

Der Schnepfenanstand.

Weldem Jäger geht nicht das Herz auf schon bei dem bloßen Namen der Kalendertage Culi, Lätare, Judica und Palmarum? „Culi, da kommen sie; Ju-dica, sind sie auch noch da; Lätare, das ist das Wahre, und Palmarum tralarum“: so haben Sehnsucht und Wonne gereimt, und der letzte Wiederhall ist der ju-belvolle und zugleich wehmüthige Refrain dazu; denn noch einmal schwebt der Jagdfreund in lieber Erin-nerung an eine eben glücklich verlebte flüchtige Lust, während das „Vorüber“ bis über's Jahr (denn der Schnepfenzug im Herbst läßt sich füglich nicht mit dem Frühlingszug vergleichen) des Jägers Herz mit sü-ßem Weh erfüllt. Doch „Erinnerung ist das Para-dies, das einem nicht geraubt werden kann“. Halten wir deshalb fest an ihr und hoffen wir, den Gedan-ken und Empfindungen des waidmännischen Lesers, der vielleicht, durch Verlichteit oder sonstige Verhältnisse gebun-den, diesmal auf Befriedigung seines Verlangens verzichten muß, sympathisch in einem Bilde zu begegnen, das Denen, die im frischen Genuß ihres heurigen Schnepfenanstandes mit dem Verfasser fühlen, ein lautes und trautes „Waidmanns Heil“ als Gruß zurufen mag!

O wunderbare Zeit des Vorfrühlings, wie hebst du des Men-schen Herz! Mit welchem Glüd erfüllt du es, erblickt das freude-strahlende Auge die ersten Lenzböten, die Lerche und den Staar! Und mit welchem Gefühl sieht der Jäger die erste Vachtelze mit ihren graziosen Schrittlängen heraustragen, bintanzeln; ist sie ihm doch der Herold der heißerhehten Schnepfe! Wohl-an, greifen wir zu Gewehr und Schießzug und wählen einen Abend, der so recht zum Schnepfenzug geschaffen ist. Rauchen, stürmischen



Die h. Jungfrau mit dem Jesuskinde und dem h. Johannes, Gruppe von Peter Fuchs.

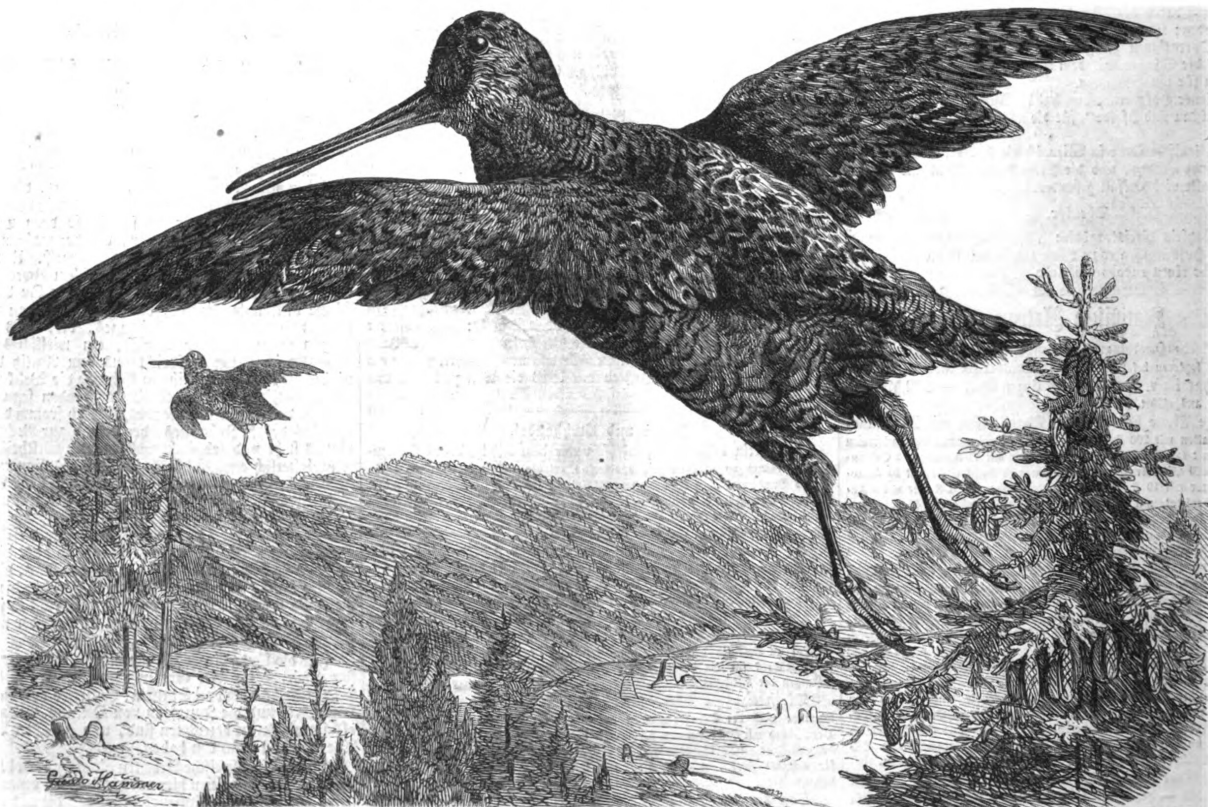
Lagen ist er gefolgt. Mild, ruhig, ohne vollkommen klar zu sein, hat sich den Tag über das Wetter gehalten. Die besiedelte kleine Sängervelt hat sich wie zu einem einstimmigen Jubel- und Dan-keslied für ihren Schöpfer vereint und gleich den kleinen gesträu-selten Silberwellen eines duftigen Sees moogen die freudeschwel-lenden Töne durch die Luft. Gegen Abend stellt sich ein sanfter Sprühregen ein und in bester Laune begeben wir uns auf den Weg. Er ist ziemlich weit bis zum Rendezvous, wenigstens an-derthalb Stunden. Tiefe Waldesstille nimmt uns auf. Nicht das Zwitschern, Lärmen und Jauchzen, wie in Feld und Flur, schallt uns hier entgegen; nicht im Chor, sondern nur einzeln erklingen hier die Vögel. Der lustige Schlag des Zinken und das melo-dische Pfeifen der Drossel sind außer dem Schnippen einiger an-derer Vögelchen die einzigen Töne in der sonst lautlosen Natur. Je weiter wir schreiten, desto einfacher wird das Konzert, bis dann nur noch die Drossel sich vernahmen läßt.

Punkt 6 Uhr sind wir am Ziele. Von verschiede-nen Richtungen kommen die Theilnehmten daher und treffen fast gleichzeitig am Versammlungsort zusam-men. Mit einem herzlichen Grusse reicht man sich ge-genseitig die Hand, und Allen steht man die Freude über einen solchen Abend an; er ist, „wie er im Buche steht“. Rasch hat man sich ange stellt, denn man möchte nur ja nicht eine etwa zeitig ziehende Schnepfe verpassen. Auf einem etwas bruchigen Ge-bau, an einer übergehaltenen wipfelbürr geworbenen Buche ist unser Stand; vor uns gegen Süden liegt in tiefem Ton ein Zichendicht, dahinter dehnt sich der regenbüttige Wald weithin aus, bald sanfte Thä-ler, bald gemäigte Höhenzüge bedeckend. Der Regen hat aufgehört, die Wolken zertheilen sich und ziehen rosig gefärbt am durchblühenden Aether gen Osten. An den Nadeln und den fahlbraunen Halmen, letztere noch vom gewichenen Schnee ber gedrückt, haben sich die feinen Tropfen wie kleine Perlenkürchen ange-reiht, ein zwar nicht in Farben schimmer prunkender, aber anmuthiger, einfach silbertröner Schmuck. Dazu liegen zwischen den grauen Halmen die bereits durch die warme Sonne hervorgeleucht grünen Spizzen der neuen Schößlinge in die laue Frühlingsluft hin-ein. Eine Spitze auf der höchsten Spitze einer alten überhängenden Tanne, die nicht weithin am Rande des Dichtes steht, preist ihr schmachtendes Abendstän-dchen dem erlorenen Weibchen zu, bis auch er, der schmachtende Gatte, herabschneht und in das Dicht fliegt, dort sässend und schnipfend von Alt zu Alt büpft und der Holden folgt. Endlich ist auch der letzte Ton verhallt und der ganze Wald liegt in tiefer Ruhe. Bisweilen hört man wol noch einmal einen lei-sen Ton, vielleicht aus einem Traume, der die kleine Vogelfeele mit süßen Gaudeteilen ergötzt; sonst aber rührt sich nichts.

Die Zeit ist da, in der die Schnepfe streicht; der erste funkelnde Stern steht im blauen Aether, dann und wann von einem leichten Wölkchen umflort. Alle Sinne sind gegen das Dicht, über das die Schnep-fen kommen, hingelenkt. Wol sehen wir dabei, wie ein Nebel mit seinem baltigen Geböden auf das Ge-bau herauszieht und knuspernd sich da ägt; doch heute bleibt er unbeachtet und unbefellig; für ihn ist die Frie-denszeit. Aber horch — ein leiser „außender“ Ton schlägt an das gespannte Ohr, und gleich darauf zeigt sich auch schon die erste Schnepfe, der eine zweite „auarrend“ folgt. Auf 30 Schritt ziehen sie vorüber und die beiden ersten Schüsse hallen durch den stillen Wald. Die vordere Schnepfe ist gefallen, die andere wird vom tiefer stehenden Schützen begrüßt. Schredend ist der Nebel flüchtig geworden, daß man weithin den weichen Spiegel beim Sprunge über Anflug und Haide leuchten sieht und noch lange hört man ihn den Warnungs-ruf verkünden. Schnell ist wieder geladen, während man rasch hinter einander hier und da die Schüsse seiner Kameraden oder entferntere auf Nachbarrevieren vernimmt. Auch wir kommen noch einmal zu Schuß, aber etwas weit und außerdem gegen das hohe Holz hin, so daß durchaus kein Abkommen ist und es besser gewesen wäre, die Schüsse im Nothe zu behalten. Nun werden sie zu Salutschüssen für die glücklich Weiterreisenden. Zehn Mi-nuten sind vielleicht vergangen und es läßt sich nichts mehr hören noch sehen, und auch die Dunkelheit ist so weit vorgefahren, daß man das Zeug nicht mehr zusammenbringt *). Der Flügelmann

*) Ueberhaupt ist der Schnepfenanstand nicht nur einer der interessantesten, sondern gehört auch zu den kürzesten. Zu ganz bestimmter Zeit tritt ein, ist in 10–15 Minuten Alles abgethan, weshalb dabei der Schütze am wenigsten Reiblichkeit mit einem Anderen hat, mit dem ich bei andern Anstand, namentlich auf Revieren, wo nichts ist, immer genügt bin, mich zu vergleichen.

Der Verf.



Schnepfenstich. Originalzeichnung von Guido Hammer.

weist ab und bald sind alle Schützen wieder beisammen. Wohl dem, der Beute hat; denn jeder muß seinen Schuß dokumentiren, und da gibt's denn der Entschuldigungen viele, weshalb der oder jener gesehlt haben will. Die wahren sind aber gewöhnlich die, daß so eine Schnepfe kein Scheunenhör, verteuert schnell vorüber ist und der Schütze zu hüßig war.

Die Gule ist aus ihrem Schlupfwinkel herausgetreten und schwebt mit leisem, lautlosem Fluge dahin. Langgezogen tönt ihr melancholischer Schrei durch die Stille. Der aufgebende Mond, der am dunklen Waldesaum glühend emporsteigt, dann silbern leuchtend die Waldesdunkelheit magisch erhellte, gibt den heimkehrenden Jägern das Geleit. Auf verschiedenen Wegen trennen sie sich zu täglichem Wiedersehen auf dem Anlande, solange noch die Schnepfe zieht. Jeder eilt seinem häuslichen Herd entgegen, dort die Nachfreude eines schönen Abends zu feiern, dessen Reiz nicht nur in der sparjam zugemessenen Zeit des Schnepfenfrühs im Jahre und darum in der seltenen und kostbaren Beute besteht, sondern auch namentlich im Genuße der Waldesnatur, wenn die Weihe des ersten Frühlingsbauchs auf ihm liegt.

G. H.

Modenschau.

Paris, im April.

Es werden gegenwärtig viele Kleider ohne Spitze an der Taille, d. h. mit Taille ronde, gemacht; indeß ist für manche Figuren die spitze Taille entschieden vortheilhafter, und namentlich Damen, die nicht sehr schlank sind, werden sie auch ferner tragen. Bei Kleidern mit Doppelröden ist häufig der obere so angebracht, daß er hinten herabfällt. Zu voller Toilette ist dieser Schnitt sehr beliebt. Bei mehreren der jüngsten Välle trug Prinzess Clotilde ein Kleid mit solchem Doppelrod. Viele Ballkleider von weichem Tüll sind mit kleinen Silbertöpfchen besetzt. Die Röde dieser Kleider sind mit silbernen Fransen eingefast. Die Wirkung ist völlig feenhaft. Ein Abendanzug verdient wegen seiner Neuheit beschrieben zu werden. Er bestand aus weichem Tüll mit einem bouillonnirten Veilich bis an die Knie; zwischen den Bouillons waren in regelmäßigen Zwischenräumen kleine Rosenknospen besetzt; ein Rod von weißer Seide mit breiten Kragstreifen war zu beiden Seiten mit Bandschleifen und Rosen aufgehoben. Bei Abendtoiletten werden häufig Federn im Kopfsitz getragen. Eine Lieblingscoiffüre besteht aus einem Netz von Gold, Silber oder Perlen, welches das Haar am ganzen Hinterkopf deckt. Neben diesen Neuen hat ein hübscher kleiner Straußenfedern oder ein Bouquet von Marabouts eine sehr anmuthige Wirkung.

Erklärung des Modebildes.

Villa Taffetaskleid mit doppeltem Rod, jeder zu drei Volants. Die Taille ist offen und vorn und hinten spitz. Sie ist mit einem



Pariser Moden aus dem Magazin der Mod. Bernard, Ane de Rivoli 162. Originalzeichnung von G. Roux.

Bouillonnet von Tüll, der die Haut berührt, und mit auf dieselbe herabfallenden brüßler Spitzen garnirt. Der untere Theil des Ärmels hat dieselbe Garnitur und einen starken Bouillonnet von Tüll, der das Innere desselben ausfüllt. Auf der Taille ist eine Schärpe befestigt, deren Schleife auf der linken Seite befindet sich, und die den Rod etwas emporhebt. Auf der rechten Seite eine andere etwas kürzere Schärpe, die weiter unten anfängt und ebenfalls den Rod etwas emporhebt.

da dieser schon unermäßig ist? Wer sich in's Unendliche verdrängt, dessen Umfang muß man mit Mikroskopen suchen, dessen Inhalt muß man mit Säuren finden, und ich mag gerade nicht allein für einen Optiker oder Chemiker leben. Kleinheitsgeister, vertriebelte Menschen, Verfeinerungen und die liquidesten Solutionen hoffen auf ein Jenseits, weil sie sich hier in einem Puppenfranke wähen, oder an einer Krücke, oder der Stein des allgemeinen Anstoßes sind, oder als unschuldig leidende veranlagte junge Herren herumlaufen. Der Erste hofft Webu beim heiligen Christophel zu

Die Ärmel haben sechs Volants und sind mit einer kleinen Schärpe emporgehoben.

Kastanienbraunes und weißes Taffetaskleid mit breiten Streifen. Dieses Kleid ist sehr einfach und hat nur einen einzigen, sehr vollkommenen und langen Rod. Es ist vorn mit Bandschleifen, mit einer Stahlschnalle in der Mitte, befestigt. Die Taille ist ohne Garnitur und zum Zuknöpfen mit schönen steinernen Knöpfen, Aventurine genannt. Die Ärmel sind sehr breit und mit Pelisjes aus Band und auf dem obern Theil mit Schleifen befestigt, die einen Pendant zu denen des Rodes bilden.

Bettina v. Arnim's Geburtshaus.

In der großen Sandgasse zu Frankfurt a. M. steht das Haus „Zum goldenen Kopf“; es gehört der Familie Brentano an und ist die Geburtshütte eines in der deutschen Literaturgeschichte hervorragenden Geschwisterpaares: Klemens Brentano's und Bettina's v. Arnim. Beide ruhen nun im Grabe; er, der früher Geborene, ist der Schwester vorangegangen. Beide haben sich durch ihre Schriften den Kranz der Erinnerung geflochten, der stets der Pflege der Nachwelt gewiß sein kann.

Klemens wurde 1777 geboren, Bettina am 4. April 1788. Wie das Verhältniß der beiden Geschwister zu einander war, bleibt noch immer wenig aufgeklärt. Von dem „Frühlingsfrange“, der die Briefe, welche Bettina als junges Mädchen mit ihrem Bruder gewechselt, enthält, ist leider nur der erste Band erschienen und erst dessen Fortsetzung könnte den Wechselverkehr zwischen Beiden klarer machen. Doch mag es immerhin feststehen, daß die beiden ebenbürtigen Geschwister in ihrem Zwiespalt nicht unverdächtig waren. Oft mußte Klemens als männlicherer Geist der überhöchlichen, vollständig in der Romantik aufgegangenen Schwester gegenüberstehen, während sie gegen ihn stets nur den Maßstab unermüdlichen Verzeihens anlegte. Als Klemens in seinem 22. Jahre seinen Roman vollendete, der unter dem vollständigen Titel „Gobwi oder das steinerne Bild der Mutter. Ein verwilderter Roman von Maria“ (Bremen, 1801, zwei Theile) erschien, mußte er ihrem Seelenleben und ihrer frommen Anschauung mit Ansprüchen, wie die folgenden, gewiß zu nahe treten: „Ich hoffe, ich fürchte nichts nach meinem Lobe. Ich habe kaum Kräfte genug, mich und meine Schäre auszufüllen; soll ich mir meinen Raum ermeitern, da dieser schon unermäßig ist? Wer sich in's Unendliche verdrängt, dessen Umfang muß man mit Mikroskopen suchen, dessen Inhalt muß man mit Säuren finden, und ich mag gerade nicht allein für einen Optiker oder Chemiker leben. Kleinheitsgeister, vertriebelte Menschen, Verfeinerungen und die liquidesten Solutionen hoffen auf ein Jenseits, weil sie sich hier in einem Puppenfranke wähen, oder an einer Krücke, oder der Stein des allgemeinen Anstoßes sind, oder als unschuldig leidende veranlagte junge Herren herumlaufen. Der Erste hofft Webu beim heiligen Christophel zu



Held Carneval, Statue von Peter Sachs. Nach einer Photographie.



Bettina v. Arnim's Geburtshaus in der Sandgasse zu Frankfurt a. M.

werden; der Andere erwartet ein Hospital, in dem seine franke Seele die Hauptrolle spielen wird; der Dritte erwartet, daß der Patron des Steinbleiers Weier aus Karlsruhe in den Himmel fliehe und aus ihm eine Garnitur Knöpfe für den Sonntagsgod des lieben Herrgotts schleifen werde; und der Vierte endlich glänzt schon in seiner Idee als Thaupeier an der Keuschheitskette des heil. Aloysius, träufelt schon als Jupiter's goldener Regen in den Schoß der Danae oder wird gar aus Landwein zum heiligen Blute." Klemsens Brentano, der selbst folgendermaßen von sich spricht: „Nein, auf einem unbändigen Kofse, ein mächtiger Reiter, will ich meine Bahn durchziehen, um auf vielen Umwegen mit auch Langsamen zugleich ankommen und doch von manchem goldenen Ranke einen Tropfen, von mancher Purpurlippe einen Kuß gebachtet zu haben", mußte anfänglich als der vollstänbigste Widersacher seiner Schwester erscheinen, und dennoch zeigte sich später, wie innig verwandt beide Geschwister waren, und wenn Klemsens in demselben Werke sagt: „So sehr mir von jeder diese Machtprüche der Kirche in weltlichen Dingen des tiefsten Gefühls erbärmlich schienen, so machte es doch mechanisch den fürchterlichen Eindruck auf mich; sowie uns immer schauerte, wenn wir etwas Ungewöhnliches sahen, ohne daß wir deswegen an Geister zu glauben brauchten" — so sprach sie von Klemsens: „Er ist ein mit Unkraut übermudertes Feld, seine Religion ist Abgötzen, der aus der Quelle der Furcht entspringt. Furcht ist gottesleugnerisch — wer aus Furcht bekennet, der hat sich selber in Vann gethan —". Der erste Theil des Buchs: „Klemsens Brentano's Frühlingstrang, aus Jugendbriefen ihm geflochten", erschien 1844, zwei Jahre nach dem Tode ihres Bruders. Hossentlich werden Bettina's Erben dem deutschen Volke den zweiten Theil eines für die Kenntniß des Wechselverkehrs beider Geschwister so wichtigen Werks nicht vorenthalten.

Städtefahrzeichen.

XVII. Danzig.

1. Der Riesenofen im Artushof.

Die alte Hansestadt Danzig hat ihr vorzügliches Wahrzeichen in dem sogenannten „Artushof“ oder „Zunkerhof“ am Langemarkte, dem Stadtheile Danzigs, wo sich das meiste merkantile Leben konzentriert, daher er jetzt auch zur Vorfe dient.

Das an und für sich imposante Gebäude zeichnet sich aber namentlich durch seine inneren dekorativen Räumlichkeiten vorteilhaft aus. Unter mehreren beachtenswerthen Bildsäulen und Gemälden ist jedoch das von Saur 1688 gemalte Bild des Erpheus deshalb bemerkenswerth, weil auf demselben die über der Tempelhalle selbstam genug angebrachte brennende Kerze als Handwerksfahrzeichen galt. Als besonderes Wahrzeichen des Artushofes ward aber stets, und wird noch jetzt, der große Ofen im Hauptsaale, ein Riese unter den Ofen Deutschlands, angesehen. Derselbe ist 38 Fuß hoch und gehört in seiner Art zu den Meisterwerken des 16. Jahrhunderts.

Er ist sowohl wegen der ausgezeichneten und ungewöhnlichen Zusammenfügung, bei welcher nicht, wie gewöhnlich, die Fugen der jedesmaligen oberen Reihe auf die Mitte der Theile der darunter stehenden laufen, sondern in gerader Linie übereinander stehen, als auch wegen der großen Mannigfaltigkeit und dabei höchst sauberen Ausführung der vielen Brustbildreliefs einer in der That aufmerksamen Betrachtung würdig.

Das besondere Wahrzeichen an diesem Riesenfahrsator ist endlich ein auf dem Tragfuss des untern Sockels, der mit den Schultern eines erwachsenen gleich hoch ist, wie ein Schildblatt aufgelegtes Relief, das, wie sich ältere Topographen ausdrücken, „die Abbildung eines alten Weibes, welches sich hinterwärts in einem Spiegel beseht“, vorstellt. Einige wollen jedoch dieses fursive Bild für den „Eulenpiegel“, der sich von hinten im Spiegel beseht, ansehen.

Städtefahrzeichen. XVII. Danzig: 1. Der Riesenofen.

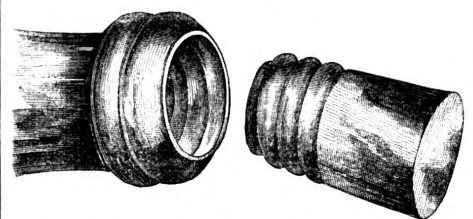
Polytechnische Mittheilungen.

Rauch im Schornstein ist ein übler Gast, wenn er durch den Ofen in's Zimmer oder in die Küche geräuselt. Gegen solchen unwillkommenen Besuch hat Jeder ein Mittel, welches ihm recht nützlich ist: er schließt den Ofen, wenn er in der Küche geräuselt, bringt er eine Schüssel an, die den Durchtritt des Schornsteinraumes ausfüllt. In der Mitte dieses Schloßes befindet sich ein Loch von der Größe, wie sie der Zug und die Bewegung im Schornstein verlangt. In diesem runden Loch liegt eine Kugel von ganz dünnem Blech, hoch und mit Wasserhohl gefüllt. Diese Kugel fällt das Loch im Ofen aus, hebt sich aber wie ein Ventil in seinem Sitz, doch so, daß sie nicht ganz fortgerissen werden kann, wenn mit dem Zugzug der Rauch im Schloß des Schornsteins emporkommt, schließt sich aber sofort, wenn der Zugzug von oben in den Schornstein dringt.

Von unten mit Kohlen gespeiste Defen. Wir haben schon oft darauf hingewiesen, daß, wenn man die Kohlen, anstatt oben auf die Gluth zu werfen, von unten einbringt, der Art, daß, je nachdem die Gluth zu oberst verbräut, frische Kohlen von unten hinaufgehoben werden, so zwar, daß die Gluth, welche sich aus den frischen Kohlen entzündet, durch die alte Gluth zu treten gezwungen werden, kein qualvoller Rauch entsteht. Eine Vorrichtung, diesen Zweck zu erzielen, ist neuerdings vorgebracht worden. Unterhalb des schachtartigen Feuerraums, der die nöthige Luft von der Seite der Gluth, befindet sich der Ränge nach eine Spindel, um welche ein Blech so gewunden ist, daß rechts eine linke, und links eine rechtegehende Schraube entsteht. Diese Windungen kommen in der Mitte der Spindel zusammen. Wenn eine Spindel mittels einer einfachen Vorrichtung von der Seite aus gedreht wird, und man Kohlen in den Raum gethan hat, in welchem sich jene Spindel mit ihrer Schraube bewegt, so wird letztere in der Mitte die Kohlen, die in der Bereich kommen, nach oben pressen. In Folge dessen hebt sich die erlöschende Gluth oben im Ofen, der mit stürzendem Rauch versehen ist, und die frische kann abgebrannt werden. Amittelst aber haben sich die von unten hinein tretenden Kohlen entzündet und rücken in die obere Gluth ein, wenn die Spindel mittels eines Handgriffs, Sperrrades und Sperrfahrs gedreht wird. Das von untenhinein tretende Brennmaterial (Kohlen) in die Feuerung scheint sich überhaupt mehr zu verbreiten und beseht zu werden. Der Sperrapparat von Georgs ist auch auf dieses Prinzip gestellt. Denn er treibt mittels einer stehenden archimedischen Schraube in einem Kohlenfach die seitlich eingehenden Kohlen in die Höhe unter die Gluth des Ofens. Ähnlich macht es Dürer. Schiff von Stahl. John Laird in Birkenhead bei Liverpool hat ein Schiff von Stahlblech, welches den Neger befahren soll, gebaut. Es besitzt eine Länge von 130 Fuß und eine Breite in der Mitte von 16 Fuß. Das Gefäß (der Rumpf) ist in 12 Kammern getheilt, um im Fall eines Lecks nicht zu sinken. Es besitzt eine Tragkraft von 170 Tonnen. Die Bortheile sind, daß man, um gleiche Größe zu erzielen, nur halb so starke Stahlbleche zu nehmen nöthig hat, als Eisenbleche, demnach das Schiff nicht so viel Wasser zieht und sich mithin zur Befahrung leichter Flüsse vorzüglich eignet. Die Kessel sind ebenfalls aus Stahlblech gemacht.

Ein tragbarer Kupfärmer schlägt uns ein englischer Erfinder kume vor. Er besteht in einem flachen Metallfahrs, welches seitlich geöffnet werden kann, zum Aufnehmen eines erwärmten Fohes, dieser am besten aus feuerfestem Thon. Mit einem kleinen Durchloß ist die Öffnung zu schließen. Dies flache Röhren wird mittels einer elastischen Zunge an Spitze und Abzug des Trichters befestigt. Die Vorrichtung ist ein mechanischer Fohs, der auf Platten unter den Füßen. Wir glauben, daß die Befahrung solcher Kupfärmer zu einem billigen Preise von Wachsen auch in Deutschland sehr gut aufgenommen werden würde. Wir empfehlen als Folgen den Serpentinplan von Jobst, der jetzt schon als vortheilhafter Wärmer dient, um wir dicken auch, es wäre zweckmäßiger und billiger, den Wärmer in ein Gefäßhals einzuschließen.

Ein neuer Flaschenhals wird vermöge einer einfachen Maschine den Flaschen für alle Flüssigkeiten schon in der Glasfabrik gegeben, doch nur in Bezug auf die innere Seite des Halses, die äußere Form bleibt wie sie ist. Die innere Seite erhält nämlich im oberen Theile einige Schraubengänge eingedreht, was zur Folge hat, daß der Korkstopf sich äußerlich leicht und dicht einziehen oder vielmehr einziehen läßt. Unterhalb dieser Schraubengänge läuft das Loch der Flasche leicht weiter. Es scheint, daß diese Art von Glasflaschen, wenn man sie nur bekommen könnte, einen offenen zu Tage liegenden Vortheil gewährt. Man würde in der That des Korkfahrs, bei dessen Anwendung der Stopf für immer zerstört wird, entkräften können, desgleichen auch des Drahtes für schäumende Getränke, denn der Schraubengang dürfte alle Gasflüchte verbinden und am Ende Widerstand genug leisten gegen den Druck des Gases. Ohne Gefahr und bequem müßten fohlenfahrs gegen Gasflammenabfahrs sich öffnen und nicht minder leicht sich schließen lassen.



Vestigten von Kreides oder Pastellzeichnungen auf Papier. Erlich hat die Akademie der Wissenschaften in Paris dazu das bekannte Wasserfahrs vorgeschlagen und sehr gelungene Proben vorgelegt. Man trägt die Wasserfahrs auf die Rückseite des Papiers auf. Sie wird rasch eingelegt, ohne daß die Farbe dadurch beeinträchtigt würde. Das Verfahren eignet sich jedoch nur für Mineralfarben, da sich diese nur mit dem Effekte verbinden, was bei Pflanzenfarben nicht der Fall ist. Die so behandelten Zeichnungen und Malereien sollen nicht allein der Fäße widerstehen, sondern sich sogar abwaschen lassen, faure Dämpfe keinen Einfluß auf sie üben und im Feuer Widerstand leisten.

Farbige Photographien. Miere St. Victor, der berühmte Erfinder im Fache der Bildfahrs, schlägt folgendes Verfahren vor. Man tränke ein Blatt Papier mit einem wässrigen Salz, z. B. mit Silbernitratlösung, lasse es in einem verdunsteten Zimmer trocknen und bringe es unter eine negative Platte bei Lichtfahrs, nehme es dann wieder in's dunkle Zimmer und behandle es mit einer Lösung von kohlensaurem Kalk. Man erhält so ein schönes rothes Bild. Behandelt man dieses dann mit Citronenöl, so erscheint ein schönes Blau. Verwendet man statt des letzteren andere Reagenzien, so lassen sich verschiedene gefärbte Bilder erzeugen und auch verschiedene Farben auf ein und demselben Bilde. So schreiben englische und französische Zeitungen.

Neuigkeiten vom Büchermarkt.

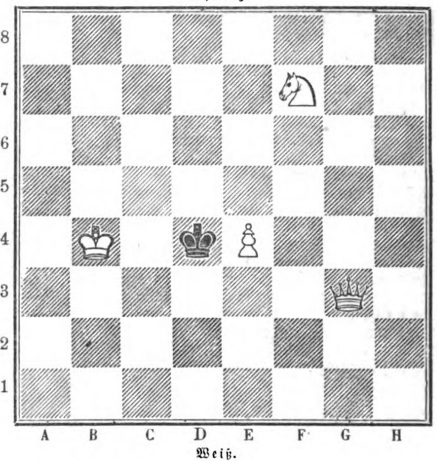
Eingegangen vom 28. März, bis 2. April.

Bilderwelt, die. I. Abtheilung: Die Porträtfahrs. II. Band. Viefahrung 13 bis 14. Leipzig, J. A. Weier. Diefahrung, G. A. Keine Bese ohne Profa. Schaupiel in drei Aufzügen. Schloßverlag des Verfassers. Gedenke eines deutschen Patters in Amerika. Eine historische Gräblung. Zweite vermehrte und verbesserte Ausgabe. Philadelphia, Schäfer u. Korabi. D'Arcourt, Madame. Die Bergwelt von Orleans. Scene von Madenburg. Scherwin. Ein Fohlenbild aus dem Fohlenfahrs von Marie v. F. Zweite Auflage. Mit einem Porträt der Fohlenfahrs von Orleans. Berlin, Fohlenfahrs. Menzel, Wolfgang. Deutsche Dichtung von der ältesten bis auf die neueste Zeit. Drei Bände. Leipzig, W. Fohlenfahrs. Zweite Abtheilung. Schachfahrs in Paris. Voriglich mit deutschen Weirern. Mit einem Titelbild. Leipzig, Zeit u. K.

Schach.

Aufgabe N. 750.

Weiß steht an und seht mit dem vierten Zuge Matt. Von Herrn A. Wilmers in Wien.



Der Verfasser der 95 Fälle gegen das Schach, der immer mit bezahlter Freude an jenen Bannern sich gewendet, die ausriefen: „Ja, Herr Amtmann, ja!“ mit Wehmuth blüht er auf die Schachspieler zu Ströde, die, das leidbafte Gegenheil jener Bannern, mit ihrem Pastor, der weder die Lehre von der Erbünde, noch die von der persönlichen Erziehung des Satans, noch die von der ewigen Dauer der Strafe der Verdamnten einzuführen für nöthig hielt, vollkommen zufrieden sind, und, als das magdeburger Konfistorium „den Verleumdern“ foramirt, unerhöchlicher auf seiner Seite stehen. weder von einem Amtmann, noch von einem Oberkonsistorialrathe sich ein Licht aufstellen lassen, und endlich selbst in einer Petition an ihren König ihren Pastor vertheidigen. Hier ist sie! Man lese und erkenne einmal klar, welch Unheil das Schach stiftet.

Petition der Gemeinde Ströde.

Altverehrlicher, Großmächtiger König, Allergnädigster König und Herr!

In unserer Noth und Bedürfnis wissen wir keinen besseren Weg, als zu dem väterlichen Herzen Ew. Majestät. Unser Pastor frage ist an die 16 Jahre bei uns; jetzt soll er von uns fort, wir Strödecker möchten ihn aber noch so gern behalten; er ist ein so braver und guter Mann, er kann in einem Rinde etwas zu Reide thun. Und weil wir das von Herzen wünschen, daß er noch länger bei uns bleibe, so haben wir es gewagt, Ew. Majestät unsere allerunterthänigste Bitte selbst vorzutragen, daß es sonst zu spät wäre, wenn wir an die künftigen Behörden schreiben. Denn unser Pastor ist nur bis Ende dieses Jahres Wit gegeben, wo er sich erklären soll, ob er freiwillig abgehen, oder eine Unteruchung ausbitten wolle. Was nun mit unserm Pastor vorgegangen ist, haben wir nicht lange aus den Zeitungen erfahren; schon 1 1/2 Jahre hat er es mit dem Konfistorium in Magdeburg zu thun gehabt; nun hat er nur Kurzem ein Gramen machen müssen, weil er nicht rechtgläubig oder weil er gar ungläubig sein soll. Wir sind einfache Landleute und verstehen von gelehrten Sachen nichts; aber wenn unser Pastor nicht rechtgläubig oder wenn er gar ungläubig wäre, das hätten wir doch in 16 langen Jahren merken müssen. Wenn es im P. nte des Christenthums bei Einem inwendig nicht richtig ist, der tangt auch äußerlich im Leben nichts, und das muß es sich bei einem solchen Menschen bald zeigen, was an ihm dran ist.

Unser Pastor hat uns und unseren Kindern Gottes Wort aus der Schrift gelehrt, wie wir es fassen und verstehen können und wie es uns bessert und in unseren Nöthen Trost gibt. In unserm alten väterlichen Glauben hat er uns niemals irre gemacht und seine Strohreie und Streitigkeiten in der Gemeinde angerichtet. Die ganze Gemeinde, vom Kleinsten bis zum Größten, hoch und niedrig, Arm und Reich, liebt und ehrt ihn. Denn er thut auch so, wie er lehrt und predigt; was helfen uns die schönen Worte, wenn er nicht danach ist! Unser Pastor frage hat aber stets wie ein guter Christ gehandelt; Eigennutz kennt er gar nicht; er hätte können seine Nieder hoch verpacken, aber er thut es um der kleinen Leute willen nicht. Er ist dienstfertig, befeiden und liebreich gegen Jedermann; über seine Vergessnisse und Wohlthatigkeiten gegen Arme und Kranke ist in der ganzen Gemeinde nur Eine Stimme. Und wie er ist, so sind auch seine Frau und Kinder; in seinem Hause geht es so still und einfach her, wie es sich für einen Pastor schickt. Und das ist er in den 16 Jahren, in denen er bei uns gewohnt hat, von Anfang an gewesen: er ist sich immer gleich geblieben und hat auch in den schlimmsten Zeiten um 1848 seine Treue gegen Ew. Majestät keinen Augenblick verlagert.

Wir können es gar nicht fassen, daß wir unsern Pastor verlieren sollen und daß er sein Amt wegen der Unteruchung und weil er nicht rechtgläubig oder weil er gar ungläubig wäre, niederlegen müßte. Wir Strödecker wissen es ja aus Erfahrung, wenn ein Pastor sich nicht so auführt, wie er soll; unser Pastor kann in seinem Lebenswandel Niemand etwas nachsagen, und deswegen, weil er so gut, ehrlich, befeiden und friedlich ist, möchten wir ihn auch ferner behalten.

Wir bitten daher Ew. Majestät in tiefer Unterthänigkeit, Allerböchstselben wollen allergnädigst befahlen, daß unser Pastor bei uns bleibe. Unser himmlischer Vater muß ja mit uns Allen Geduld haben, und wenn unser Pastor in gelehrten Sachen anderer Meinung ist, als das Konfistorium in Magdeburg, so kann er ja noch zur Einsicht kommen. Eine undristliche Meinung aber kann er doch nicht haben, sonst könnte er ja nicht so christlich handeln, wie er es bisher gethan hat. Gott möge Ew. Majestät und auch unsere gute Königin noch lange unserm Vaterlande erhalten! Wir erheben in tiefer Demuth

Ew. Majestät allerunterthänigste

(folgen gegen 150 Unterschriften von Hausvätern der Gemeinde)

Ströde b. d. Salferstadt, den 11. Dez. 1857.

Diese Petition kann Jeder nachlesen in der kleinen Schrift: „Mein Austritt vom Predigtamt in der Gemeinde Ströde.“ Allernähst dargestellt von A. G. Frige. Neß einigen Beilagen. Götta, Stollberg'sche Buchdruckerei (Verlagbuchhandlung), 1858, S. 44.

Himmelserscheinungen.

Mit bloßem Auge sichtbare Planeten: Venus noch kurze Zeit vor Sonnenanfang sehr nahe am östlichen Horizont; Mars kurze Zeit nach Sonnenuntergang nahe am nordwestlichen Horizont; Jupiter nach Sonnenuntergang am westlichen Himmel noch ziemlich hoch über dem Horizont, sichtbar bis gegen Mitternacht, wo er am nordwestlichen Horizont untergeht; Saturn nach Sonnenuntergang am südlichen Himmel sehr hoch über dem Horizont, sichtbar bis 3 Uhr früh. Der Mond ist den 11. April in der Nähe des Saturn.

Von Verfinsterungen der Jupitermonde sind sichtbar: den 13. April eine am ersten Mond, deren Ende 20 Min. nach 11 Uhr stattfindet, aber wegen zu großer Nähe des Jupiters am Horizont nicht gut zu sehen sein wird; ferner den 16. April eine zweite Finsternis am dritten Monde, deren Anfang 6 Uhr 23 Min., Ende 9 Uhr 5 Min. statt hat. Den Anfang kann man, da es einige Minuten vor Sonnenuntergang eintritt, nicht beobachten.

Am 14. April von halb 11 bis halb 12 Uhr Nachts wird vom Monde ein Stern des Roms vierter Größe (α Leonis) bedeckt.

Leipzig, Verlag von J. J. Weber. — Schnellpressendruck von G. H. Brockhaus.